





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Ginas Mörderschloß

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Ginas Mörderschloß

John Sinclair Nr. 580

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 15.08.1989

Titelbild von Salvador Fabá

Sinclair Crew

Ginas Mörderschloß

Es war nicht nur der Geruch von Blut, der Bob Carlos ablenkte, auch das widerlich klingende Knarren der Tür erzeugte bei ihm eine Gänsehaut. Hinzu kamen das drückende Gefühl der Furcht und das Wissen, es möglicherweise falsch gemacht zu haben.

Er beobachtete, wie der Ausschnitt immer kleiner wurde, bevor die Tür mit einem dumpfen Laut ins Schloß fiel.

Dieses Geräusch – so normal es eigentlich war – hatte für Carlos etwas Beängstigendes an sich. Denn nun war er mit sich und seiner Angst allein.

Es kam noch etwas hinzu. Die verdammte Finsternis. Im Schloß mußten Fenster sein, er hatte sie von außen gesehen, doch er fand sie nicht. Wahrscheinlich waren lange Vorhänge vor die Scheiben gezogen worden, als hätte derjenige, der das Schloß bewohnte, etwas zu verbergen.

Er lauschte.

Zu hören war nichts. Nur sein eigener Herzschlag fiel ihm auf. Der war ungewöhnlich laut, irgendwie hektisch, anders. Möglicherweise bildete er sich das auch ein, denn seinen Besuch im Schloß konnte man nicht eben als normal bezeichnen.

Wer ging schon zu einer Hexe?

Kein normaler Mensch, nur diejenigen, die sich mit Problemen herumschlugen, wie eben Bob Carlos, der unter starken, negativen Gefühlen litt. Der Psychiater hatte ihm nicht helfen können.

Er hatte es mit Therapien versucht, er war in Kurse über Selbstfindung gegangen, hatte viel bezahlt und letztendlich nichts erreicht.

In der Gemeinschaft war alles wunderbar gewesen, aber wehe, das verlängerte Kursus-Weekend war vorbei. Dann wurde er entlassen in den für ihn leeren Alltag, wo Computer das Leben diktierten und er dabei sogar noch mitmischte.

Dann hatte er die Anzeige gelesen.

Die Hexe Gina hilft Ihnen bei Problemen. Sie gibt Ratschläge, was Ihre persönliche Zukunft angeht. Vertrauen Sie ihr. Ein Besuch lohnt sich immer.

Den Text kannte er auswendig. Immer und immer wieder hatte Bob Carlos ihn gelesen und sich die angegebene Telefonnummer eingeprägt. Doch er hatte sich nie getraut, anzurufen.

Bis an diesem Mittwoch, als es wieder besonders schlimm mit seinen Zuständen geworden war. Da stand er dicht davor, aus dem Fenster zu springen. Dann hatte er sich doch überwunden, die bewußte Telefonnummer anzurufen.

Die Hexe Gina war nicht an den Apparat gekommen. Sie hatte ihn mit einem Anrufbeantworter gekoppelt, bat um persönliche Angaben, vor allen Dingen um die Telefonnummer des Klienten, um zurückrufen zu können.

Bob Carlos hatte den Rat genau befolgt. Über eine Woche lang hatte er gewartet, von Gefühlen hin- und hergerissen, bis der erlösende Anruf ihn erreichte.

Es war tatsächlich Gina gewesen.

Allein ihre Stimme hatte verheißungsvoll und irgendwie auch wissend geklungen. Kein lautes Organ, mehr ein Flüstern, dabei jedes Wort stark betonend.

Bob Carlos hatte von einem geheimnisvollen Schloß erfahren, das er

an einem bestimmten Tag und um eine bestimmte Uhrzeit besuchen sollte. Jetzt war dieser Tag gekommen, auch die Uhrzeit stimmte, aber von Gina, der heilenden Hexe hatte er nicht einen Kleiderfetzen gesehen und auch ihre Stimme nicht mehr gehört.

Ihm war gar nichts geblieben, nur diese fürchterliche Dunkelheit zwischen den Wänden, auch die Kühle und eben dieser Geruch von altem Blut. Ja, so mußte es riechen. Etwas muffig, vielleicht auch süßlich, für ihn jedenfalls widerlich.

Er wollte nicht mehr länger hinter der Tür bleiben. Das hatte keinen Sinn. Da er sich schon auf den Weg gemacht und die erste Etappe des Ziels erreicht hatte, mußte er auch die anderen in Angriff nehmen. Bob Carlos war davon überzeugt, daß Gina auf ihn wartete. Er fragte sich, wo sie, um alles in der Welt, hockte.

Das Schloß war groß, zudem verschachtelt, bestand aus drei Gebäuden und zwei mächtigen Türen, deren Spitzen sich wie starre Zipfelmützen in die Höhe schoben.

Seine rechte Hand verschwand in der Jackentasche, wo die Schachtel mit den Zündhölzern steckte. Selbst bei dieser normalen Geste fing er an zu zittern. Auch als er aufschloß, bebten seine Finger. Sehr vorsichtig nahm er ein Zündholz heraus, rieb es an, sah wohl den kleinen Blitz und hörte auch das Knacken, mit dem der dünne Gegenstand in der Mitte durchbrach.

Er startete zu einem zweiten Versuch. Diesmal klappte es. Der Kopf fing Feuer, die kleine Flamme bildete ein rotgelbes, blasses Oval und warf ihr Licht gegen das Gesicht des Mannes. Bob Carlos war ein dunkelhaariger Mann, ebenso dunkel wuchs der dichte Oberlippenbart unter der etwas gekrümmten Nase.

Die Flamme flackerte, demnach wurde sie von einem weichen Luftzug getroffen. Sie bog sich nach rechts, der Wind kam also von links. Carlos schirmte die Flamme mit der Hand ab. Bevor sie verlosch, wollte er sich umschauen.

Das klappte nicht mehr.

Die glimmenden Reste des Streichholzes fielen auf den Steinboden, wo er sie noch zertrat. Bob fiel ein, daß er im Wagen eine Taschenlampe liegen hatte. Gerade jetzt würde sie ihm die besten Dienste erweisen. Er ging zur Tür, nur konnte er sie nicht mehr öffnen, denn irgend jemand mußte sie von außen verschlossen haben.

Die Tür blieb zu.

»Verdammt auch«, flüsterte er. »Das… das kann doch nicht wahr sein.« Wütend schüttelte er den Kopf. Auch ein erneuter Versuch brachte nichts ein. Die Tür war und blieb zu.

Wer konnte das getan haben? Wer hatte sich außen herangeschlichen und den Ausgang für Carlos unhörbar verschlossen? Die Hexe etwa? Das wollte er nicht glauben.

Er grübelte auch über das Motiv nach. Wenn jemand einen anderen einschloß, wollte dieser Jemand, daß die eingeschlossene Person das Haus nicht verließ. Sie sollte also so etwas wie eine Gefangene sein. Allmählich gelangte Carlos zu der Überzeugung, daß die Hexe Gina auch eine zweite Seite besaß, eine gefährliche.

Vom Nacken her lief es kalt seinen Rücken hinab. Obwohl eigentlich nicht viel passiert war, kam er sich wie eingeschlossen vor, wie in die Falle gelockt.

Was sollte er tun?

Versuchen, ein Fenster einzuschlagen und auf diesem Weg zu fliehen? Das wäre eine Möglichkeit gewesen, aber nicht Sinn der Sache.

Schließlich war er nicht hergekommen, um im Schloß zu warten, bis etwas passierte.

Er wollte Gina sehen!

Dabei hatte er keine Ahnung, wie sie aussah. Ob sie jung, alt, schön oder häßlich war. Nur ihre Stimme hatte er in Erinnerung behalten, die würde er auch nie vergessen, weil sie in ihrer Prägnanz einmalig war.

Raunend, flüsternd und lockend. Wer sie hörte und nicht gerade aus Eisen bestand, mußte ihr einfach folgen.

So wie er.

Bob Carlos zündete ein zweites Streichholz an. Während das Feuer aufflackerte, schritt er in eine bestimmte Richtung, denn er hatte eine Treppe entdeckt, die in die Höhe führte. Für ein Schloß war sie eigentlich viel zu schmal. Man konnte sie schon mehr mit einer Stiege vergleichen. Zudem bestanden ihre Stufen aus Holz.

Bevor er einen Fuß auf die unterste Stufe setzen konnte, verlöschte das Zündholz. Bob Carlos rieb ein neues an, drückte den Arm in die Tiefe und sah auf den folgenden Stufen den dunklen Schmier oder die Flüssigkeit, die sich seiner Ansicht nach bis zum Ende der Treppe hinziehen mußte. Sofort dachte er wieder an den Blutgeruch. Die Flüssigkeit auf der Treppe, der Geruch, das paßte.

Im Dunkeln bückte er sich und tastete mit dem ausgestreckten Zeigefinger nach.

Er tippte gegen die Lache, wobei er zunächst ein dünnes, klebriges Häutchen zerstören mußte.

Ja, das konnte durchaus Blut sein. Schmecken wollte er nicht, davor ekelte es ihn.

An seiner Hose wischte er die feuchten Stellen trocken, bevor er die linke Hand auf das Geländer legte und weiterging. Sehr vorsichtig bewegte er sich im Dunkeln nach oben.

Das Holz und das Blut waren glatt. Wie leicht konnte er dabei ausrutschen! Da er mit seinen Zündhölzern sparsam umgehen wollte,

verzichtete er darauf, ein weiteres anzuzünden.

Jedem Schrittecho horchte er nach. Immer wenn er seine Sohle auf die Bohlen setzte, erklang ein dumpfer Laut. Es hörte sich an, als würde jemand schwer atmen und dabei noch ein keuchendes Husten ausstoßen. Lebte die Treppe?

Bob Carlos schüttelte den Kopf über diesen verrückten Gedanken.

Nur wollte er auch nicht fliehen. Er mußte immer wieder darüber nachdenken, denn das Geräusch begleitete ihn beim Treppensteigen.

Gina meldete sich nicht.

Sie hielt sich zurück, aus welchen Gründen auch immer. Sie konnte überall sein, wobei er allerdings davon ausging, daß sie sich irgendwo in den oberen Räumen versteckt hielt.

Eine geheimnisvolle, eine rätselhafte und auch eine sehr gefährliche Frau.

Hatte sie mit dem Blut auf der Treppe zu tun? Stammte es vielleicht von ihr oder von Opfern, die durch sie getötet worden waren?

Carlos stolperte plötzlich und streckte den Arm aus. Er rutschte mit dem Handballen in die Flüssigkeit hinein, die ebenfalls eine Lache am Ende der langen Holztreppe gebildet hatte.

Carlos unterdrückte nur mühsam einen Fluch. Bei der Aktion hatte er sich noch sein rechtes Knie gestoßen, was ihn ebenfalls ärgerte.

Im Dunkeln wollte er nicht mehr weitergehen, rieb abermals ein Streichholz an und ging dabei zur Seite. Er schrak zusammen, als etwas durch sein Gesicht fuhr – wie dünne, kalte Finger einer aus dem Grab gekletterten Leiche kam ihm dieses Etwas vor.

Es waren Spinnweben, die von der für ein Schloß sehr niedrigen Decke hingen und ihn gestreichelt hatten.

Mit einer ärgerlichen Bewegung putzte er sie weg und stand wieder im Dunkeln.

Wohin jetzt?

Er bewegte den Kopf nach rechts, dann nach links, konnte aber nichts erkennen. Die Finsternis zwischen den Mauern fraß jeden Gegenstand und auch das Licht.

Wenn er sich konzentrierte, nahm er wohl schattenhafte Umrisse wahr, aber das war viel zu wenig, um etwas erkennen zu können.

Carlos wischte über seine Augen.

Vom langen Starren und von der Konzentration her schmerzten sie. Er fühlte sich immer unwohler. Wurde er beobachtet? Lauerte irgendwo in der dumpfen Finsternis irgendeine Person, die ihn beobachtete.

Tief atmete er ein. Die Luft kam ihm verbraucht vor. Er hatte den Eindruck, als würde dieses alte Schloß den Besucher fressen. Es nahm ihn ein, ließ ihn nicht mehr los. Man stand da und identifizierte sich mit diesem alten Gemäuer.

In den Anzeigen hatte die Hexe Gina den Kunden das Glück versprochen. Daran zu glauben, fiel Bob Carlos schwer. Bei ihm trat so etwas wie das Gegenteil ein.

Die schweren Depressionen kehrten zurück. Nicht schlagartig, nein, die Gefühle krochen vorsichtig in seinen Körper hinein, als wollten sie ihn übernehmen.

Er holte einige Male tief Luft, tastete auch in die Finsternis hinein, als suche er Halt.

Bis er das Licht sah!

Es war so plötzlich erschienen, daß er sich vor dem hellen Schein erschrak, obwohl er gleichzeitig froh darüber war, daß die Finsternis durchbrochen wurde.

Der Schein stammte seiner Meinung nach nicht von einer Kerze, dann hätte er mehr geflackert. Dieses Licht floß ruhig aus einer offenstehenden Tür oder aus einem Fenster hervor, so genau hatte er das nicht erkennen können.

Die Helligkeit beunruhigte ihn und machte ihn gleichzeitig etwas ruhiger. In seinem Innern tobte ein Widerspruch der Gefühle. Carlos war gekommen, um Hilfe zu suchen.

War es die Hilfe?

Noch traute er sich nicht, auf den Schein zuzugehen. Er stand im Dunkeln und lauschte. Sein Atem durchdrang überlaut die lastende Stille. Bob kam sich eingeklemmt vor. Er haßte die Dunkelheit. Ein Lebewesen trieb es immer zum Licht, egal, was es dort erwartete.

»Komm zu mir…«

Die Stimme! Seine Augen weiteten sich. Aus dem Licht schien sie gekommen zu sein. Flüsternd und dennoch verständlich gesprochene Worte, eine Aufforderung.

Die Stimme besaß den Klang, den er auch vom Telefon her kannte.

Jeden Buchstaben genau betonend, das war Locken und Aufforderung zugleich. Bob Carlos sah keinen Grund, länger auf dem Fleck stehenzubleiben. So leise wie möglich schob er sich dem Lichtschein entgegen. Noch immer blieb bei ihm der Eindruck, durch Watte zu gehen. Selbst das Licht besaß keine Klarheit, es wirkte diffus, als wäre es von Nebelschleiern durchzogen.

Gina ließ sich nicht blicken. Sie wartete mit einer Engelsgeduld.

Unter dem Gewicht des Mannes knarrten einige Bohlen. Wieder hörte es sich an, als würde jemand schwer atmen und stark ächzen.

Diese Bohle brachte eine regelrechte Horrormusik als Begleitung mit. Gerade richtig für den Besuch bei einer Hexe.

Er streifte mit der rechten Schulter einige an der Wand hängende Gegenstände. Es waren Lanzen, Schilde, Schwerter, zwei Hellebarden, die ein Bild einrahmten.

Für einen Moment überkam Carlos der Gedanke, sich zu bewaffnen.

Schnell schüttelte er ihn wieder aus dem Kopf. Nein, das konnte er nicht riskieren, die Hexe würde wer weiß was von ihm denken.

Das Licht fiel aus einer offenstehenden Tür, wie er jetzt erst erkennen konnte.

Eine Tür mit einer dicken Fassung, die im Lichtschein heller aussah, als sie war.

Er trat hinein.

Wie ein Schauspieler, der seinen Auftritt auf der Bühne hat, kam er sich vor, als ihn der Lichtschein umfloß. Plötzlich spürte er die »Nacktheit«. Vorhin hatte der schützende Mantel der Dunkelheit über ihm gelegen, jetzt nicht mehr.

Gina erwartete ihn…

Bob Carlos hatte sich bewußt keine Vorstellungen darüber gemacht, wie sie aussehen würde. Er hatte zwar in Illustrierten Bilder von angeblichen Hexen gesehen. Die hockten meist hinter einem Schreibtisch, umgeben von gewissen okkulten Gegenständen wie Pendeln, Totenköpfen, ausgestopften Tieren oder Kristallkugeln.

Das war bei Gina nicht der Fall.

Sie saß in einem Sessel, der eine sehr hohe Rückenlehne besaß, die vorn in die Armstützen überlief.

Rechts neben dem Sessel stand ein kleines Tischchen. Auch die Kugel war vorhanden, allerdings als Lampe ohne elektrischen Anschluß. In der Kugel befand sich ein mit Petroleum getränkter Docht, auf dessen Spitze die Flamme ruhig brannte. Sie erinnerte an ein alles erkennendes Auge, das auch in die Seele hineinblicken konnte.

In der offenen Tür war er stehengeblieben und traute sich nicht, auf die Hexe zuzugehen. Bob wischte seine schweißfeuchten Handflächen am Stoff der Hose ab und versuchte vergeblich, den Kopf der Hexe zu sehen.

Das war auch nicht möglich – sie hatte keinen!

***

Bob Carlos mußte würgen. Der Schweiß brach ihm aus. Ein Mensch ohne Kopf! Das konnte es nicht geben.

Mit der Zungenspitze fuhr er über seine spröden Lippen. In den Augen brannte es. Die Kehle kam ihm wie eine kleine Wüste vor.

Leicht pfeifend glitt der Atem über seine Lippen.

»Warum kommst du nicht herein, mein Freund?«

Bob bekam den zweiten Schock. Eiskalt rann es seinen Rücken hinab. Wie konnte eine Person zu ihm sprechen, die keinen Kopf besaß?

Das… das war unmöglich!

Er blieb einfach stehen und traute sich nicht, in die Richtung zu schauen, aus der die Stimme aufgeklungen war.

Die Hexe trug ein altes Kleid. Von der Farbe her grau oder violett, so

genau war das nicht zu sehen. Es reichte fast bis auf den Boden, war hochgeschlossen bis zum Hals. Wo eigentlich der Kopf hätte sitzen müssen, befand sich ein dunkler Fleck. War es Blut?

Bob dachte an das Blut auf der Treppe. Möglicherweise stammte es von der Hexe. Er wollte nichts mehr ausschließen. In diesem Haus war alles anders geworden, nichts ging mit rechten Dingen zu.

Eine Kopflose, die redete. Das hatte die Welt noch nicht gesehen.

Das glaubte niemand. Wenn er das erzählte, dann…

Würde er noch dazu kommen, es zu berichten? Dieses Zimmer und nicht nur die Hexe verbreitete ein Grauen, das ihm unter die Haut ging. Hier war der Tod zu spüren.

»Na, komm schon, Bob! Wir haben miteinander gesprochen. Wir kennen uns doch. Sind fast alte Freunde. Komm her und begrüße mich! Ja, ich tue dir nichts.« Sie kicherte und weidete sich an seinem Unbehagen und an seiner Furcht.

Es kostete ihn eine ungeheuere Überwindung, auf die Hexe zuzugehen. Je näher er ihr kam, um so stärker spürte er den anderen Geruch. Es stank nach Moder, nach Grab, Verwesung und auch nach Tod. Dieser Gestank ging ihm unter die Haut. Schon nach drei zurückgelegten Schritten glaubte er, selbst dazu zu gehören.

Die Hexe streckte ihren Arm aus. Die Bewegungen wurden dabei von einem Knacken begleitet, als wäre irgend etwas bei ihr eingerastet gewesen, das sich erst jetzt befreite.

Er sah ihre Hand.

Sie wirkte blaß, die Haut etwas durchscheinend, wie die einer Toten. War die Hexe eine sprechende Leiche oder eine lebende Tote?

Sollte es so etwas geben? Der rechte Mittelfinger bewegte sich. Er wirkte irgendwie erotisch.

Bob beobachtete den Finger. Das Flüstern der Stimme vernahm er ebenfalls, aber wie durch einen Vorhang gedämpft. »Du mußt noch näher zu mir kommen, noch näher… ja, so ist es gut«, lobte ihn die Hexe. Nun stand er zum Greifen nahe vor ihr.

»Sehr gut, Bob…«

Carlos erwachte wie aus einem Traum. Als hätte ihn diese Person erst jetzt richtig freigegeben. Er blickte hoch und sah den Kopf einer Frau!

Eine lebende Plastik. Vereint waren die Schönheit der Antike und die der Moderne des großen Landes Italien in diesem Gesicht.

Ja, sie sah ungemein italienisch aus. Blaß, exotisch, mit einem wie gemalt wirkenden Mund, der die Farbe vollerblühter Kirschen besaß. Das also war Gina. Eine Frau, die anderen helfen wollte und sich in ein altes Kleid gezwängt hatte, das überhaupt nicht zu ihr paßte.

Bob Carlos konnte nicht anders. Er mußte dieses Gesicht anfassen.

Seine Fingerkuppen strichen streichelnd über die Haut, als wollte er testen, ob diese Person tatsächlich lebte oder nur als ein

geheimnisvolles Trugbild vor ihm saß.

Sie war echt.

Kein Gebilde, keine Statue, diese Person vor ihm lebte. Er zog seine Hand wieder zurück und stöhnte auf.

Gina nickte ihm zu. »Ich freue mich, daß du mich gefunden hast, mein Freund. Es war nicht einfach – oder?«

Er konnte nur nicken.

»Aber jetzt bist du hier.« Sie lächelte breit, auch siegessicher – wie eine Schlange, die sich darüber freut, ihr Opfer sicher vor sich hocken zu haben.

Er strich über seine Wangen. Das Zimmer war leer bis auf den Sessel und die Hexe Gina. Das jedenfalls gab der erste Eindruck preis.

Bob Carlos hatte sich an das Licht gewöhnt, an die Schatten, die hohe Decke, die Wände und entdeckte noch etwas.

Hinter der Hexe hing ein lanzenartiger Gegenstand an der Wand.

Es war eine Waffe, die sich aus zwei Teilen zusammensetzte. Einem Schwert und einer Lanze. Der Griff befand sich in der Mitte. Er bildete praktisch die Trennung oder den Übergang von einer Waffe zur anderen. Mindestens vier nebeneinandergelegte Hände würden ihn umfassen können.

Die Schneide des Schwerts bestand aus einem fast goldfarbenen Metall. Vielleicht wirkte sie auch nur im Licht so kostbar. Sie war schlanker als die breite Seite der Lanze, wo sich nach dem Oval eine Spitze bildete.

Neben dieser ungewöhnlichen Waffe hing ein Schild an der Wand.

Kreisrund, und ein Kreis befand sich zusätzlich in der Mitte des Schilds. Er war ausgefüllt mit einem Druidenstern, jenen zwei ineinandergeschobenen Dreiecken, wobei die sechs Spitzen jeweils den inneren Rand des Kreises berührten.

Bob Carlos hatte sich nie mit Schwarzer Magie beschäftigt. Instinktiv ahnte er, daß dieses Schild eine besondere Bedeutung haben mußte. Er kam auch zu der Überzeugung, einer Person gegenüberzusitzen, die mehr von gewissen Dingen wußte als andere Menschen. Gina, die Hexe, konnte bestimmt hinter die normale Welt blicken, um sich ihr Wissen aus der metaphysischen zu holen.

Die Hexe, die Schwertlanze und das Schild. Drei Gegenstände, die Carlos Unbehagen einflößten.

»Du hast alles gesehen, Freund?« erkundigte sie sich mit ihrer Flüsterstimme.

»Ja, das habe ich.«

»Sehr schön. Und was sagst du?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Es ist alles so anders. Ich kann noch nichts sagen.«

Die Hexe lachte rauh. »Was soll das? Du bist gekommen, um dir

helfen zu lassen…«
»Klar, aber…«
»Kein aber, mein Freund. Nein, kein Aber. Du bist derjenige, den ich brauche…«
Bob Carlos schluckte. »Brauche? Wofür?«
»Für ihn!«
Er schüttelte den Kopf. Obwohl Gina in Rätseln gesprochen hatte, spürte er, wie das Gefühl der Furcht allmählich wuchs. Da sträubten sich die Härchen in seinem Nacken. »Du brauchst mich?« fragte er mit krächzender Stimme. »Ich… ich kann das nicht verstehen, wirklich nicht. Ich brauche dich doch. Ich bin zu dir gekommen, weil ich hörte, daß du mir helfen willst, Gina.«
»Das stimmt.«
»Dann möchte ich eine Lösung meiner Probleme von dir gesagt bekommen. Ich zahle gut.« Er griff in die Tasche. »Ich habe Geld mitgebracht. Es sind mehr als tausend Mark. Die gehören dir, wenn du mir hilfst, mich von meinem Problem zu befreien.«
Sie lachte ihn aus. »Dein Geld kannst du behalten. Es interessiert mich nicht. Was ist schon Geld gegen etwas anderes, das man mit Geld nicht kaufen kann?«
»Das verstehe ich nicht.«
»Blut«, sagte sie. »Blut für ihn. Blut für den Stein, begreifst du, Freund?«
»N… nein …«
»Es ist der Blutstein, der gefüllt werden muß. Ja, der Blutstein. Begreifst du es endlich?«
»Auch nicht.«
Die Hexe zuckte ärgerlich. Es sah aus, als würde ihr Kopf plötzlich verschwinden. »Denk an den Weg zu mir. Du bist in das Haus gekommen, du hast gewartet…«
Da fiel es ihm ein. »Das Blut. Ich habe seinen Geruch wahrgenommen. Ich habe es gesehen, auf der Treppe, im… im Gang.«
»Richtig.«
»Was hat es mit mir zu tun?« erkundigte er sich und beugte sich dabei vor. »Was bitte?«
»Nicht viel. Oder alles. Es ist das Blut, das wir für den Stein brauchen.«
»Welchen Stein?« Er schrie es beinahe.
»Der Blutstein!«
»Nein! So etwas kann es nicht geben. Das glaube ich dir einfach nicht. Mein Blut für den…«
»Nicht nur deines, Freund. Das Blut vieler. Der Stein ist gierig, verstehst du? Er will das Blut der Menschen besitzen. Es ist altes Blut, das sich in ihm befindet, aber es muß hin und wieder aufgefrischt

werden, damit der Stein seine Kraft behält. Ich fürchte um ihn, denn ich habe inzwischen festgestellt, daß sich einiges verändert hat. Die Zeiten sind nicht mehr so wie früher. Der Blutstein ist ans dem Dunkel der Geschichte gezerrt worden. Jemand will ihn besitzen, aber ich, Gina, werde ihn hüten wie meinen Augapfel. Ich habe dafür Sorge getragen, daß er neue Nahrung bekam. Das Blut der zahlreichen Menschen, die sich von mir einiges erhofften. Sie alle haben dem Stein Tribut zollen müssen.« Plötzlich fing sie an zu lachen. »Du glaubst gar nicht, wie einfach es ist, die Menschen in eine Falle zu locken. Ein bißchen Hokuspokus, und sie glauben dir alles.«

»Ja, ich auch.«

»Siehst du…«

»Aber ich will es nicht mehr!« keuchte er. »Verdammt, ich will dir einfach nicht glauben.«

»Unsinn, du mußt es! Nein«, verbesserte sie sich. »Du brauchst es nicht einmal. Du wirst nur den Tod spüren. Der Blutstein wird dich in den Tod führen.«

Bob Carlos konnte es noch immer nicht glauben. Er stierte die Hexe an und ging einen zitternden Schritt zurück. Wie ein Keulenschlag hatte ihn die Enttäuschung getroffen. »Dann war es alles Lüge, was du mir gesagt hast?« ächzte er. »War es alles Lüge?«

»Nicht direkt. Wer hierhergekommen ist, der kehrte nicht mehr zurück. Ginas Mörderschloß ist eine Todesfalle. Ich brauche euch Menschen. Ich habe mich all die Jahre zurückgehalten, aber es hat sich einfach zu viel verändert. Begreifst du das?«

»Nicht… nicht direkt.«

»Dann will ich es dir sagen. Man ist dabei, mir den Stein wegzunehmen. Das kann ich einfach nicht zulassen. Ich will nicht, daß er gestohlen wird. Er soll ihn nicht bekommen.«

»Wer ist er?« flüsterte Bob. »Ich bin es nicht, das weiß ich. Ich wollte nur Hilfe.«

Klar klang ihr Lachen. Zynisch ihre Antwort. »Du kannst Hilfe bekommen, das steht außer Frage. Du bekommst Hilfe, keine Sorge. Du bekommst sogar die außergewöhnliche Hilfe, denn ich werde dafür sorgen, daß du nie mehr Probleme hast.«

»Was soll das?«

»Dein Blut, dein Tod, beides zusammen wird den Blutstein noch mehr kräftigen. Das alte Blut fließt in ihm, aber es verbraucht sich manchmal. Die Zeiten gehen nicht an ihm vorüber. Ich bin froh, daß du gekommen bist, und du hast dich auch an meine Regeln gehalten. Oder weiß jemand, daß du bei mir bist?«

»Nein.« Carlos hatte mit dieser Antwort einen Fehler begangen. Es war nicht immer von Vorteil, die Wahrheit zu sagen. Das merkte auch er, denn die Hexe begann zu lachen. Sie rieb dabei ihre Hände.

Es hörte sich an, als würde Papier zerknüllt.
»Keiner weiß etwas«, wiederholte sie. »Auch er wird es nicht wissen. Denn ich habe ihn unter Kontrolle. Ich werde ihn sogar umbringen müssen, so leid es mir für ihn tut, aber der Blutstein ist wichtiger. Niemand soll ihn bekommen.«
»Wer ist er?«
»Einer von meinem Blut. Nur weiß es kaum jemand. Er lebt nicht weit von hier, und er ist noch zu jung, um alles überblicken zu können. Ich habe seinem Beschützer den Auftrag gegeben, ihn zu töten. Er wird ihn langsam sterben lassen…«
Bob Carlos holte tief Luft. »Verdammt noch mal!« keuchte er.
»Verdammt noch mal, du bist verrückt! Du bist vom Wahnsinn umkrallt. Du kannst nicht normal sein. Das ist nicht möglich!«
Sie hob eine Hand, drehte die und bewegte die Fläche auf ihr Gesicht zu.
Bob Carlos schaute sie an. Er konnte nicht anders. Er mußte einfach hinsehen – und erkannte, wie sie die Hand von ihrem Gesicht wegnahm. Es kam ihm vor, als hätte sie ihren gesamten Schädel verschwinden lassen, denn von ihrem Gesicht war nichts mehr zu sehen. Nur diese schwarze Fläche waberte über dem Hals.
Bob schüttelte den Kopf. Der Hals saß ihm zu. Auch wenn er es gewollt hätte, es wäre ihm nicht möglich gewesen, einen Kommentar abzugeben. Zu schlimm waren die Worte und die Taten dieser verdammten Hexe gewesen. Das war Zauberei, reine Magie.
»Ich werde dich von deinen Sorgen befreien, mein Freund. Du wirst bald keine mehr haben, denn ich halte meine Versprechen. Ich habe sie immer gehalten.«
Sie sprach. Es war ihre Stimme – nur, wo befand sich der Kopf dieser Person?
Er schaute in die Höhe.
Von dort mußten die Worte erklungen sein. Sie waren ihm entgegengeweht.
Das Gesicht!
Es traf ihn wie ein Stich und ein Schlag zugleich. Das Gesicht der Hexe befand sich über ihm, genau in dem Winkel zwischen Decke und Wand. Dort stand es und starrte schräg in die Tiefe.
Zumindest hatte er ihre Stimme erkannt. Das Gesicht jedoch gehörte einer anderen Person.
Es sah schaurig aus, es war schlimm und besaß Ähnlichkeit mit dem einer schaurigen Voodoo-Puppe.
Eine zusammengezogene, schwarz verbrannte Haut. Darin die Augen voll unheimlicher Glut mit weißen Zentren. Umgeben von Haaren, die wie ein kratziger Wirrwarr aus Spinnfäden aussahen.
Das Gestalt gewordene Grauen. Einfach furchtbar anzusehen.

Pervers, widerlich, auf Tod fixiert.
Er war so weit zurückgegangen, daß er nahe der Tür stehenbleiben konnte. »Wer bist du?« ächzte er. »Wer, verdammt noch mal, bist du, du widerliche…?«
Sie lachte nur!
Lachte *sie*? Lachte ihr Gesicht oder ihr Körper?
Carlos wußte die Antwort nicht. Noch nie zuvor hatte er ein derartiges Gelächter gehört.
Es war einfach schlimm, es war…
Er dachte nicht mehr weiter, denn etwas durchraste sein Hirn.
Flucht, weg von diesem fürchterlichen Ort.
Bob Carlos warf sich auf dem Absatz herum. Er war flink, schnell und bekam trotzdem den Eindruck, als wären zahlreiche Gummifinger da, die ihn halten wollen.
Mit einem Sprung rettete er sich in den Gang. Er hatte zuviel Wucht hineingelegt, fiel bis gegen die Wand und hörte wieder das verdammte Lachen.
Dazwischen die grausam klingende Stimme der Hexe. »Ich kriege dich, du Hund! Ich kriege dich…«

***

Die letzten Worte wirkten bei ihm wie eine Initialzündung. Ein Startsignal, das ihm selbst Mut gab.
Er raste weiter!
Plötzlich hatte er das Gefühl, in einen stockdunklen Tunnel hineinzustürzen. Zwar bewegte er seine Beine in einem hastigen Rhythmus, aber er kam nicht vom Fleck.
Er rannte ins Leere. Da waren wieder die verfluchten Arme, die nach ihm greifen wollten.
Er schrie und war trotzdem stumm.
Er weinte und lachte.
Gegensätze verschwanden, waren nicht mehr vorhanden. Bob Carlos glaubte, dem Tod in die weit geöffneten Arme zu rennen.
Plötzlich dachte er wieder an das Blut auf der Treppe. Er hatte Gina danach fragen wollen, es aber wieder vergessen.
Fast brutal erinnerte er sich wieder an das Blut.
Ja, es war da gewesen. Auf der Treppe hatte es gelegen. Eine furchtbare Sache. Grauenvoll.
Das Blut der Opfer, das…
Da rutschte er aus. Sein rechtes Bein schien sich selbständig machen zu wollen. Mit der Hacke war er in die Flüssigkeit getreten.
Das Bein wurde lang und länger.
»Ahhh…« Sein Schrei klang dumpf und vermischte sich mit dem polternden Geräusch, das entstand, als er plötzlich die Treppe

hinabflog. Er raste hinunter, überschlug sich, prallte mit dem Gesicht auf eine Kante. Da brach etwas in der Nase. Rote Schleier vermischten sich zu einer Decke, die vor seinen Augen nicht mehr weichen wollte. Er rollte weiter, spürte jede Stufe und auch die glitschige Flüssigkeit, durch die er glitt.

Irgendwann blieb er am Fuß der Treppe liegen. Völlig fertig, groggy, von Schmerzen gepeinigt. Ohne eine Chance, sich aus eigener Kraft erheben zu können, aber nicht bewußtlos.

Er bekam trotz der wahnsinnigen Schmerzen etwas von seiner Umgebung mit.

Kalte Luft strömte ihm entgegen…

Zunächst konnte er damit nichts anfangen, bis er sich stöhnend auf die Seite drehte.

Die Tür war aufgeschwungen.

Wind fauchte in das Schloß, brachte einen bläulichen Nebel mit, in dessen Zentrum sich eine Gestalt abzeichnete.

Ein Mann!

Glatzköpfig, mit einer bläulichweiß schimmernden Haut und dem Gesicht eines Totenschädels. Ein breiter Mund, Kugelaugen, eine Nase, die an den Flügeln auseinanderlief.

Eine Gestalt des Schreckens.

Und sie trug die Waffe. Diese Mischung aus Schwert und Lanze.

Sie hatte den rechten Arm schon halb erhoben, so daß die Spitze der Lanze sich mit einem Nicken nach vorn bewegte.

Sie zielte auf ihn…

Den Mann hatte Bob nie gesehen. Dennoch war ihm klar, daß er zu seinen Todfeinden zählte.

Er wollte ihn killen.

Bob hob eine Hand. Ein lächerlicher Vorgang, er wollte bitten, doch der Mann lachte nur.

Ein lautloses Lachen, pantomimenartig reagierte er, stand noch immer auf der Schwelle – und schleuderte die Waffe.

»Der Blutstein soll leben!« brüllte die Stimme der Hexe. »Der Blutstein gehört mir…«

Es waren die letzten Worte, die Bob Carlos in seinem Leben hörte.

Etwas zerriß ihm mit ungeheurer Wucht seine Brust und ließ Schmerzen in ihm hochtoben, die grausam und schlimm waren, letztendlich jedoch alles löschten.

Auch sein Leben…

Wo er lag, breitete sich eine dunkle Lache aus. Ginas Mörderschloß hatte seinem Namen wieder alle Ehre bereitet…

***

Ich hörte das Seufzen und wußte genau, daß mein Vater Mühe hatte,

ein Weinen zu unterdrücken. Mir erging es ähnlich. Auch ich zitterte innerlich, versuchte jedoch, meiner Stimme einen möglichst festen Klang zu geben.

»Und du glaubst, Dad, daß es kein Bluff gewesen ist? Daß man dich nicht hatte reinlegen wollen?«

»Ja, Junge.«

»Wie war das?«

Horace F. Sinclair, mein Vater, holte tief Atem. »Mallmann rief mich an. Seine Stimme werde ich nie vergessen. Er war es, John, er hat es getan.«

»Gut, weiter.«

»Deine Mutter lebt angeblich noch. Aber sie wird nicht mehr leben, wenn es dir nicht gelingt, an den Blutstein heranzukommen. Das hat er deutlich zu verstehen gegeben.«

»Verdammt, Dad, dieser Blutstein. Ich habe von ihm gehört. Er ist für mich schon zu einem Trauma geworden. Doch wo kann ich ihn finden? Ich habe keine Spur.«

»Aber ich, John!«

Diese drei Worte hinterließen bei mir einen leichten Schock. Ich saß im Sessel, ohne mich zu rühren. Mein Blick glitt durch das Fenster in die abendliche Dämmerung, die einen wunderschönen Frühlingstag abgelöst hatte.

»Bist du noch dran?«

»Natürlich, Dad.«

»Dann hör zu. Mallmann rief mich an. Er will innerhalb der nächsten Tage den Blutstein in seinen Händen halten. Wenn nicht, macht er deine Mutter zu einer Untoten.«

»Die Drohung kenne ich.«

»Diesmal klang sie mehr als ernst, John.«

»Okay. Was sagte er noch?«

»Es gibt eine Spur. Er gab mir einen Tip, John. Du mußt nach Deutschland fahren.«

»Germany ist groß, Dad.«

»Das weiß ich auch, er hat das Gebiet deshalb eingegrenzt. Der südliche Schwarzwald, die Nähe von Freiburg, in einem dichten Wald. Ein Waisenhaus, das du besuchen sollst. Nein, ein Internat. Dort wird dir angeblich jemand weiterhelfen.«

»Wer denn?«

»Ein Junge, ein Kind, ein Schüler…«

»Moment mal, Dad. Ein Junge soll mir weiterhelfen können? Hast du dich nicht verhört?«

»Sicherlich nicht.«

»Gut. Dann kennst du auch den Namen?«

»Den hat er ebenfalls gesagt. Der Junge heißt Dennis.«

»Und der soll in dem Internat leben?«
»Richtig.«
»Weißt du, daß in Germany Osterferien sind. Dann sind die Internate meistens leer.«
»Das dort unten wohl nicht.«
»Also ist der Junge zurückgeblieben?«
»So sagte Mallmann.«
»Wieso kann er mir weiterhelfen, Dad?«
»Das weiß ich nicht. Mallmann legte schnell wieder auf. Er fügte noch hinzu, daß du dich beeilen sollst. Seine Geduld ist erschöpft. Er will den Stein haben. Erst wenn du ihm das verdammte Ding übergeben hast, soll Mutter freigelassen werden. Ostern wäre eine gute Zeit, meinte er noch. Und, du sollst allein fahren. Niemand darf dich begleiten. Sollte er merken, daß du falsch spielst, gibt es für Mutter keinen Ausweg mehr. Dann ist alles vorbei.«
»Das glaube ich, Dad.« Ich dachte nach. »Wie sieht es eigentlich bei euch in Lauder aus?«
Mein Vater lachte bitter. »Nichts ist mehr so, wie es einmal war. Die Vampire haben ihre Spuren hinterlassen. Die Menschen leben mit der Angst vor einer Rückkehr des Grauens.«
»Kann ich verstehen.«
»Willst du fahren?«
»Natürlich. Allerdings möchte ich auch nicht tagelang suchen und mich dabei auffällig benehmen…«
»Nein, ich werde dir sagen, wo du das Internat finden kannst. Es ist nicht weit von Freiburg entfernt. Es soll im Wald liegen. In der Gegend zwischen Triberg und dem Titisee.«
»Mehr weißt du nicht?«
»Nein. Mallmann sagte mir nur, daß du einen Mund hättest, um zu fragen. Du wärst ja nicht dumm.«
»Auf dieses Kompliment kann ich verzichten. Sonst noch was, Dad?«
»Nein, Junge, das war alles.« Mit diesen Worten legte mein Vater auf, was mich wiederum wunderte. Mir lagen noch einige Fragen auf der Zunge, weshalb hatte mein Vater die Verbindung so schnell unterbrochen? Als hätte er Angst davor gehabt, weiterzusprechen.
Ich tippte die Nummer. Es läutete durch, doch in Lauder hob niemand mehr ab.
Wieso?
Mir kam der Gedanke, daß es möglicherweise ein Fremder gewesen war, mit dem ich gesprochen hatte. Nein, das konnte nicht sein.
Es war schon mein Vater gewesen.
Will Mallmann, der Vampir. Der Anführer der Aktion Dracula.
Das personifizierte Grauen, der Untote, der eine wahre Vampir-Armee auf der Welt aufbauen wollte.

Ein Gegner, den ich einfach nicht fassen konnte, weil er mir immer zwei Schritte voraus war.

Er hatte sich über uns lustig gemacht, hatte uns wie an einem langen Band geführt. Wir waren ihm unfreiwillig gefolgt, und er hatte mit uns gespielt.

Ein ehemaliger Kommissar beim BKA, der alle Tricks kannte, der bis zu seiner Verwandlung zu den Top-Leuten gezählt hatte, um auf einen weiblichen Vampir namens Reva hereinzufallen, die vom alten Blut getrunken hatte.

Das alte Blut…

Ich wußte mittlerweile, daß es sich um den gewissermaßen konservierten Lebenssaft des Vampirgrafen Dracula gehandelt hatte.

Dieses alte Blut war ungemein gefährlich. Es konnte einen Menschen zum Vampir machen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und holte etwas zu trinken. Mit dem Glas in der einen und der Zigarette in der anderen Hand durchquerte ich meinen Wohnraum, die Stirn gefurcht, nachdenklich, denn es gab noch eine zweite Spur, die mein Vater am Telefon erwähnt hatte.

Der Blutstein!

Ich setzte mich wieder, stäubte Asche ab und ließ mir diesen Begriff durch den Kopf gehen. Oft genug hatte ich darüber nachgedacht, war leider zu keinem Ergebnis gelangt.

Ich konnte mir ungefähr vorstellen, was ein Blutstein war, wußte aber nicht, zu welchem Zweck ihn der Vampir Mallmann einsetzen wollte. Daß der Stein für ihn sehr wichtig war, stand außer Frage.

Möglicherweise wichtiger, als meine Mutter zu einem Vampir zu machen. Der Name begegnete mir nicht zum erstenmal, auch Mallmann hatte ihn mir gegenüber schon öfter erwähnt. Eine genaue Definition allerdings hatte er verschwiegen.

Nun wollte ich nach Germany fahren, einen Jungen namens Dennis in einem Internat suchen und ihn nach dem Blutstein befragen.

Wußte der Junge tatsächlich etwas darüber? Wenn ja, weshalb fragte Mallmann ihn nicht selbst? Irgend etwas war faul an der Sache. Da lief einiges quer, das konnte ich mir gut vorstellen.

Ich mußte noch einmal mit meinem Vater reden, tippte die Nummer wieder ein und hatte diesmal Glück.

»Ich wußte, daß du es bist, John«, sagte mein alter Herr, noch bevor ich meinen Namen hatte nennen können.

»Ich hatte schon einmal…«

»Natürlich, John.« Wieder hörte ich ihn atmen. »Ich habe bewußt nicht abgehoben.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich dir erst eine kleine Pause des Nachdenkens geben wollte.

Das ist der Grund.«
»Habe ich denn nachgedacht?«
»Sicher. Sonst hättest du nicht angerufen. Meine Worte werden dir nicht aus dem Kopf gegangen sein.«
»Stimmt, Dad!«
»Und wie sieht dein Entschluß aus, Junge? Steht er schon fest?«
»Ich weiß es noch nicht«, gab ich ehrlich zu.
Eine Sprechpause entstand, doch ich hörte meinen Vater scharf atmen.
»Denkst du dabei auch an deine Mutter, John?«
»Natürlich.«
»Das scheint mir nicht so zu sein.« Die Stimme meines Vaters hatte einen ärgerlichen Klang bekommen. »Ich weiß ja, John, daß du im Streß steckst. Aber du darfst nie vergessen, daß dich die Entführung deiner Mutter unmittelbar berühren muß. Nicht allein menschlich, in diesem Falle auch beruflich.«
»Dad, bitte.« Ich verdrehte die Augen. »Versteh mich nicht falsch! Weshalb aber soll ich allein fahren? Wenn ich Suko mitnehme, sieht der Fall anders aus.«
»Er hat es so verlangt. Mallmann will, daß du allein kommst. Au ßerdem geht der Fall dich persönlich besonders an, nicht Suko. Es ist *deine* Mutter, die gekidnappt wurde.«
»Mallmann wird seine besonderen Gründe dafür gehabt haben, Dad. Ich traue ihm nicht.«
»John, ich möchte, daß deine Mutter und meine Frau aus seinen Klauen befreit wird. Alles andere ist für mich zweitrangig. Mallmann hat des öfteren mit dir über den Blutstein gesprochen. Um ihn wird es möglicherweise gehen. Er hat es mit einer indirekten Erpressung versucht. Okay, wir stellen uns darauf ein.«
»Natürlich, Dad. Du kannst unbesorgt sein. Ich werde nach Germany fahren und auch dieses Internat finden.«
»Und denk daran, der Junge, den du finden mußt, heißt Dennis. Ganz einfach Dennis.«
»Ja, den Namen habe ich behalten.«
»Gut, John.« Ich hörte meinen Vater schlucken. Jetzt aufzulegen, hätte keinen Sinn gehabt. Er wollte noch etwas sagen, er mußte es loswerden, und ich wartete.
»Dad?«
Er flüsterte meinen Namen wieder. Dabei stöhnte er auf. Seine innere Qual mußte immens sein. Er weinte auch. Ich fand ebenfalls nicht die passenden Worte. Es glich mehr einem Gestammel, mit dem ich ihn trösten wollte.
»Ich hole sie raus, Dad!« versprach ich mit leiser Stimme. »Verdammt, ich hole Mum raus.«

Sein Lachen klang wenig optimistisch. Es war wohl mehr aus der Not geboren. »Wir setzen auf dich, Junge. Alle hier in Lauder. Wir drücken dir und deiner Mutter die Daumen. In wenigen Tagen ist Ostern. Sorg dafür, bitte, daß es wirklich zu einem Fest der Freude wird und wir diesmal über das Böse triumphieren können.«

»Versprochen!«

Auch mir saß die Kehle zu, als ich den Hörer zurücklegte. Meine Mundwinkel zuckten. Ich wußte nicht, ob es für meine Mutter noch eine Chance gab. Daß ein Vampir seinen Bluttrieb zurückdrängte, war kaum einzusehen. So etwas konnte einfach nicht klappen. Bei Mallmann jedoch war dies möglich.

Er hatte sich ein verdammt hohes Ziel gesetzt. Um dies zu erreichen, mußte er einen Preis bezahlen. Dieser Preis hieß zunächst Verzicht auf das Blut, um etwas anderes in die Hände zu bekommen.

Ich dachte über den Blutstein nach. Wer oder was es sein mochte, stand noch in den Sternen. Vielleicht ein in Blut getauchter Stein?

Möglich war alles. Jedenfalls besaß dieser Stein für Mallmann einen nicht bezahlbaren Wert. Mich wunderte nur, daß er nicht selbst versuchte, an den Blutstein heranzukommen. Das wiederum machte mich mißtrauisch. Es würde nicht einfach sein, an den Blutstein heranzukommen.

Und ich sollte allein nach Germany reisen. Das hatte Mallmann verlangt. Normalerweise hätte ich es auch getan, in diesem Fall aber roch es mir zu stark nach einer Falle. Es konnte nicht schaden, wenn ich eine gewisse Rückendeckung besaß.

Die holte ich mir zunächst nebenan, bei Suko. Mein Freund und Kollege schaute mich entgeistert an, als ich ihm berichtete, was mein Vater von mir verlangt hatte.

»Und du willst wirklich allein nach Germany reisen, John?«

»Das ist eben die Frage.«

Suko ließ sich in einen Sessel fallen. »Nein, John, du fährst nicht allein. Ich weiß genau, was du vorhast. Ich soll mit.«

»Irrtum!«

Er blickte mich entgeistert an. »Weshalb bist du dann zu mir gekommen?«

»Weil ich dich als Rückendeckung haben will.«

Er kniff ein Auge zu. »Also soll ich dir auf verschlungenen Wegen folgen?«

»Richtig.«

Suko schob die Unterlippe vor. »Daß dies nicht ungefährlich ist, weißt du selbst.«

»Ja, aber ich vertraue dir. Mallmann soll und darf nichts merken. Wir werden natürlich nicht zusammen reisen. Der Ausgangspunkt heißt Freiburg. Der Junge, den ich suchen muß, hört auf den Namen Dennis.

Er lebt in einem Internat. Du wirst es schon schaffen, meine Spur in Germany aufzunehmen, okay?«

»Zumindest versuche ich es. Wie sieht es mit Sir James aus? Du mußt ihn einweihen.«

Ich befand mich bereits auf dem Weg zum Telefon. »Rate mal, was ich jetzt mache.« Ich hatte den Hörer abgenommen und wählte die Nummer des Clubs, in dem sich unser Chef zumeist um diese Zeit aufhielt.

Auch heute hatte ich Glück. Sir James hörte sich mein Anliegen an und war voll und ganz einverstanden. Wenn er an die Aktion D dachte, wurde er leicht allergisch. Auch Sir James wußte von der Gefahr, die uns allen drohte. Mit Mallmann war uns ein neuer, unheimlich gefährlicher Supergegner erwachsen, der alles andere in den Schatten stellte. Selbst van Akkeren und seine Templer.

Ich schwitzte. Auf dem Kunststoff des Hörers malten sich meine Fingerabdrücke ab.

»Alles klar, John?«

»Was man so klar nennt.«

»Willst du einen Schluck?« erkundigte sich Suko, der sah, daß ich mich in den Sessel hatte fallen lassen.

»Ja, ein Whisky könnte nicht schaden.«

Ich bekam einen Doppelten, starrte in das Glas auf die Oberfläche der goldbraunen Flüssigkeit und atmete tief durch die Nase ein.

Dann trank ich. Den Trinkspruch formulierte ich im Geiste und hoffte dabei, daß wir es packten.

Meinen Vater hatte ich noch nie dermaßen aufgeregt erlebt. Kein Wunder, die Sorge um Mary, seine Frau, fraß ihn fast auf. Und mir ging es ebenfalls nicht besser.

Ich leerte das Glas, stellte es weg, hörte Sukos Frage: »Wann willst du abreisen, John?«

»Morgen früh.«

Suko nickte. »Ich bin dabei.«

»Nein, Alter, du fährst später. Tu mir einen Gefallen und halte dich bitte zurück.«

»Unsichtbar agieren?«

»So ähnlich.«

Er nickte mir zu. »Geht klar, John, geht alles klar…«

***

Das Internat gehörte zu den Bauten, wie man sie vor siebzig und mehr Jahren errichtet hatte.

Ein mächtiges Gebäude mit breiten Gängen, hohen Decken, kaskadenartig gebauten Treppenhäusern, die bei einem jungen Schüler schon allein wegen ihrer Größe Beklemmungen auslösten und mit

Fenstern versehen waren, die zwar eine für heutige Verhältnisse außergewöhnliche Höhe und Breite aufwiesen, dennoch den Eindruck kaum mildern konnten, innerhalb eines Gefängnisses zu hocken.

Wer hier seine Zeit außerhalb der Ferien abhockte, gewöhnte sich entweder daran oder ging seelisch vor die Hunde. Nicht alle Schüler hielten durch, obwohl das Internat in einer landschaftlich reizvollen Lage stand, inmitten der Hügellandschaft des südlichen Schwarzwaldes, der noch berühmter durch die TV-Serie Schwarzwaldklinik geworden war. Die Schüler hatten von dem Rummel nicht viel mitbekommen. Erstens lag das Internat nicht in der Nähe des Glottertals, außerdem war großer Fernsehkonsum verpönt.

Es gab zwar TV-Apparate, aber die standen nicht eben in den Zimmern der Schüler, die von den Jungen als Zellen bezeichnet wurden.

Es gehörte noch eine Besonderheit dazu, denn das Internat beherbergte ausschließlich männliche Schüler.

Mädchen waren nicht zugelassen.

In den Ferien wirkte der Bau wie tot. Ein schlafender, aus Steinen erbauter Riese mit einem seitlichen Schwanz, wie der Anbau von den Schülern genannt wurde.

In diesem Trakt befanden sich ihre Buden, eine Bücherei und auch die Studierzimmer.

Ferien – Leere, Schlaf, ein Dahindösen. Kein Schüler befand sich mehr innerhalb der Mauern.

So war es eigentlich immer gewesen, aber keine Regel ohne Ausnahme. In diesen Osterferien beherbergte das Internat noch einen Gast. Es war der vierzehnjährige Dennis, der nicht, wie die anderen Schüler in die Ferien gefahren, sondern zum Internat zurückgekehrt war.

Dennis hatte es nicht weit. Die ersten vierzehn Jahre seines Lebens hatte er bei Zieheltern verbracht, einem Ehepaar, das eine Landwirtschaft und eine kleine Pension betrieb. Beide hatten den Jungen an einem Sonntag nach dem Kirchgang gefunden.

In einem kleinen Korb, direkt an einer Straßenkreuzung liegend und vor einem der zahlreichen Wegkreuze, die überall als Mahnstätten aufgestellt worden waren.

Das Ehepaar hatte dem Jungen seinen Namen gegeben, so hieß er jetzt Dennis Höller.

Schon früh hatte sich herausgestellt, daß Dennis zu den Jungen mit einer großen Begabung zählte. Es wäre eine Sünde gewesen, ihn nicht auf ein Gymnasium zu schicken, das hatte selbst der Gemeindepfarrer den braven Leuten ans Herz gelegt, und die Höllers taten, was der Pfarrer ihnen sagte. Sie schickten den angenommenen Sohn auf die Höhere Schule, eben in das nicht allzu weit entfernte Internat.

Es war zu weit, um jeden Abend an den häuslichen Herd zurückzukehren, am Wochenende jedoch war Dennis immer bei seinen Eltern und ging ihnen zur Hand.

Er half beim Beziehen der Betten mit, mistete den Stall aus, und führte die Kühe auf die Weide und sammelte auch die frischen Hühnereier ein, wobei niemals ein Wort der Klage über seine Lippen drang. Dennis war dankbar, ein derartiges Zuhause gefunden zu haben.

Dennis gehörte zu den ruhigen, lieben Kindern, die nicht auffielen.

Das freute die Eltern, zudem ernteten sie von den Nachbarn und Bekannten nur Lob. Es gehörten auch die Leute dazu, die ihnen damals abgeraten hatten, den Jungen zu sich zu nehmen.

Wer seine richtigen Eltern gewesen waren, hatten die Höllers bisher nicht herausfinden können. Nach einigen Jahren hatten sie die Nachforschungen sowieso aufgegeben.

Anders der Junge!

Dennis war nicht so ruhig, wie er wirkte. Er wußte genau, daß er zu den besonderen Menschen gehörte. In seinem Innern brodelte ein Vulkan. Manchmal kam es ihm vor, als könnte er in die Vergangenheit hineinsehen und Dinge schwach erkennen, die in seinem Leben eine Rolle spielten.

Noch war der Vorhang zu dicht, er schaffte es nicht, ihn auch nur ein Stück aufzureißen. Aber mit der Zeit wurde er schwächer und dünner. Irgendwann, so hoffte Dennis, würde es ihm gelingen, ihn ganz zur Seite zu fetzen.

Manchmal, wenn er sehr tief und fest schlief, überkamen ihn ungewöhnliche Träume. Immer wieder erschien das Gesicht einer dunkelhaarigen Frau, die ihn anlächelte und trotz ihres Lächelns die Boshaftigkeit auf dem Gesicht nicht verleugnen konnte.

Eine geheimnisvolle Frau, von der er nur das Gesicht kannte, das in seinen Träumen immer dann verschwand, wenn plötzlich die Feuerbrunst hochloderte.

So endete sein Traum jedesmal.

Dennis hatte sich seine Gedanken gemacht. Er wollte das Rätsel lösen und hatte vor einigen Nächten wieder unter einem dieser Träume gelitten.

Diesmal war er sehr intensiv gewesen. Dennis hatte diesmal Stimmen gehört. Er hatte nicht nur die Hexe und die Flammen gesehen, auch die Menschenmenge vor dem Feuer, und die hatte einen Namen geschrien, den er niemals vergessen würde.

Schwarzwald-Hexe!

Genau an diesem Punkt hakte der Junge ein.

Wann und von wem immer dieser Name gerufen sein mochte, es mußte einfach eine Spur geben, davon war er überzeugt. Die

Schwarzwald-Hexe war so etwas Außergewöhnliches, daß es einfach keine andere Lösung für ihn gab, als nach dieser Person zu fahnden.

Dennis war aufgeklärt genug, um zu wissen, daß es Hexen im Mittelalter gegeben hatte.

Diese Zeit war längst vorbei, das Grauen beendet, aber es gab die Erinnerung.

Erinnerung in Form von Aufzeichnungen. In Protokollen, in Büchern war darüber geschrieben worden. Jedes Dorf hier besaß seine eigene Legende, seine Spukgeschichte, man mußte diese Dinge nur eben finden.

Dennis Höller hatte sich das für die Ferien vorgenommen. Zwar war seine Zeit durch die häusliche Arbeit begrenzt, doch er hatte seinen Eltern klarmachen können, daß in der Schule noch einiges aufzuarbeiten war, zu dem er gebraucht wurde. Also hatten ihn die beiden schweren Herzens ziehen lassen.

Dennis war nicht bis vor die Schule gefahren, sondern eine Haltestelle zuvor ausgestiegen.

Ein herrlicher Frühlingstag empfing ihn. Auf den Höhen des Feldbergs lag noch eine Schneehaube, hier in den Tälern war nichts von einem eisigen Winterwind zu spüren.

Der laue Gruß des Frühlings streifte das Gesicht des Jungen und brachte den Geruch von Blumen mit, die vorwitzig ihre Köpfe über das erste frische Gras hinweggestreckt hatten.

Wenn das Wetter über Ostern hinweg so blieb, würde es ein Bilderbuchfest werden.

Der Morgen war noch nicht weit fortgeschritten, als Dennis Höller sich dem mächtigen Komplex des Internats näherte. Das Gebäude nebst seinem Anbau stand etwas versteckt am Rande eines Hangs, dessen Bewuchs aus Mischwald bestand, und in dem die so herrlichen Schwarzwaldtannen zusammengedrängt dunkle Inseln bildeten.

Krank waren ein Großteil der Bäume. Die verdammte und verschmutzte Umwelt hatte sie angegriffen. Saurer Regen addierte sich zu Tonnen von Dreck, der über die einst so herrlichen Wälder niedergegangen war. Irgendwann würde der Schwarzwald tot sein, es sei denn, die Menschen zeigten Einsicht, doch daran konnte ein Vierzehnjähriger nicht glauben. Die Welt der Erwachsenen war ihm einfach zu verlogen.

In der nächsten Kurve schien der Bus von der Straße verschluckt zu werden. Eine graue Wolke wehte noch über den Asphalt, das war alles. Stille kehrte ein.

Hoch über den Bergen zogen Vögel ihre Bahn innerhalb des azurblauen Himmels. Es war der Karfreitag. Auf den Autobahnen staute sich der Verkehr. Die Schnellstraßen waren zu gewaltigen Parkplätzen geworden. Auf dieser schmalen, kurvenreichen

Bundesstraße war davon nichts zu merken. Dennis befand sich als einziger auf dem Weg und betrat den schmalen Pfad, der zum Internat führte.

So schmal war er nicht. Die Jungen hatten ihn nur Pfad genannt.

Bei manchen rutschte, wenn sie sich dem Bau näherten, das Herz in die Hose. Da hatten sie das Gefühl, als würde der Weg immer enger werden und ihnen die Luft aus den Lungen pressen.

Dennis, als guter Schüler, hatte nie so gedacht. An diesem Tag allerdings überkam ihn zum erstenmal der Druck. Das Internat war ihm nicht mehr geheuer. Seine Mauern strahlten etwas ab, das ihm überhaupt nicht paßte. Es konnte ein böses Omen sein, und dem Jungen sträubten sich plötzlich die Nackenhaare.

Er schluckte einige Male, blieb stehen, schaute sich nach einer Gefahrenquelle um, ohne diese jedoch entdecken zu können. Über ein Wiesenstück huschte ein Hase hinweg, bevor er zwischen den gelben Ginsterbüschen Deckung fand.

Deckung brauchte auch Dennis Köhler. Er wollte auf keinen Fall gesehen werden. So leer das Internat von außen auch wirkte, einer hielt sich dort immer auf.

Das war Orth, der Hausmeister!

Ein Mann, den man selten sah, der aber stets präsent war. Wo er sich auf- oder versteckt hielt, war nicht herauszubekommen. Jedenfalls tauchte er immer dann auf, wenn es die Schüler am allerwenigsten von ihm erwarteten.

Die Jüngeren hatten vor ihm Angst. Geschlagen werden durften sie nicht, nur reichte es schon aus, wenn Orth sich mal räusperte oder durch Anheben seiner Hand etwas anzeigte, was eventuell passieren könnte.

Da zogen sich die Jungen lieber zurück.

Die Älteren ignorierten ihn kurzerhand oder machten ihre Witze.

Nur durfte er sie nicht hören.

Dennis befand sich in einem Zwischenstadium. Er konnte sich nicht entscheiden, ob er sich vor Orth, dem Junggesellen, der allein in der Hausmeister-Wohnung lebte, fürchten oder ob er ihn kurzerhand ignorieren sollte.

Auch in den Ferien blieb Orth in der Schule. Er kontrollierte, das war bekannt, und Dennis hatte sich darauf eingestellt. Er wollte auf keinen Fall von Orth entdeckt werden, deshalb schlug er einen Bogen und nutzte die natürliche Deckung des Geländes aus. Hinter dem Gebäude befanden sich die Sportplätze. Platz genug für ein Fußballfeld war ebenso vorhanden, wie für das Rechteck mit den beiden aufgestellten Körben, wo sich die Basketballer austoben konnten.

Ein Tennisplatz befand sich noch im Bau. Die Schüler wollten ihn selbst herstellen.

Dort war schon Erde aufgeworfen worden. Die Massen bildeten Hügel vor einem Schacht, wo einmal das kleine Clubhaus stehen sollte, finanziert durch Spenden der Eltern.

Der Tennisplatz lag in einem günstigen Winkel zum einem der hinteren Eingänge des Schulhaus. Die Schlüssel besaß Orth. Er aber wußte nicht, daß sich Dennis einen Nachschlüssel besorgt hatte. Der steckte noch in seiner Hosentasche.

Der Junge blieb hinter einem Erdhaufen hocken. Sonnenstrahlen brannten in seinen Nacken. Für die Jahreszeit war es eigentlich schon zu warm. Der Schweiß klebte auf seiner Stirn. Die Jacke über dem Sweatshirt war eigentlich zu warm.

Dennis besaß blondes Haar. Es zeigte einen Strubbelschnitt und brauchte nie gekämmt zu werden. Unter der breiten, mit Sommersprossen bedecken Stirn blitzten zwei pfiffige, blaue Augen. Die Nase war vielleicht um eine Idee zu sehr in die Höhe gebogen, und der etwas breite Mund paßte auch nicht so recht in das Gesicht, doch darüber machte sich Dennis keine Sorgen. Jeder Junge sah in der Pubertät irgendwie komisch aus. Er nahm es cool.

Weniger cool blieb er, wenn er an seine Aufgabe dachte. Er wußte es nicht, er konnte nur hoffen, daß der Hausmeister sich nach dem Mittag hingelegt hatte. Typen wie er konnten auf ein Mittagsschläfchen schlecht verzichten.

An einem der Fenster jedenfalls zeigte er sich nicht. Das die Rückwand im Schatten lag, hatte Dennis mit einem prüfenden Blick feststellen können.

Er richtete sich vorsichtig auf. Die Sohlen der Turnschuhe waren von der feuchten, lehmigen Erde glatt geworden. Wenn er lief, mußte er achtgeben, daß er nicht ausrutschte.

Mit raschen, dennoch sehr vorsichtig gesetzten Schritten näherte er sich seinem Ziel. An der Rückseite preßte er sich gegen das Gestein, nur zwei Schritte von der grauen Tür entfernt, hinter der eine Rutsche und eine Treppe in die gewölbeartigen Räume des Kellers führten. Seine Finger zitterten kaum, als er den Nachschlüssel aus der Tasche zog. Das Schloß gehörte nicht zu den komplizierten. Man konnte es aufschließen, ohne zuvor einen Code einstellen zu müssen.

Dennis arbeitete Sekunden später geschickt, als hätte er nie etwas anderes getan. Ihn störte nur, daß die Tür knarrte, als er sie spaltbreit aufzog. In der herrschenden Stille kam ihm das Geräusch doppelt so laut vor. Mit angehaltenem Atem huschte er durch den Spalt in den winzigen Vorraum, an den sich die Treppe anschloß.

Rechts ging es zu den Heizungsräumen, links führte der Weg in Richtung unteres Treppenhaus.

Den nahm Dennis Höller. Über die Steintreppe gelangte er nach oben, immer dem Fleck der Lampe folgend, den sie tanzend auf die

einzelnen Stufen warf.

Geschafft!

Die Tür zum Flur war nicht abgeschlossen, das wußte er. Sie gab auch keine Geräusche von sich, als Dennis sie öffnete und sich durch den Zwischenraum in das völlig ruhig daliegende Treppenhaus schob.

Es war schon etwas Besonderes für ihn, in einer völlig leeren Schule zu stehen. Wo sonst das Haus mit Leben erfüllt war, die Schüler lärmten und tobten, herrschte nun eine nahezu gespenstische und gänsehauterzeugende Stille.

Der Junge spürte das Klopfen seines Herzens bis hoch in den Hals.

Er zog unwillkürlich den Kopf ein, als er die ersten Schritte ging. Alles war ihm bekannt, trotzdem kam es ihm fremd vor.

Sein Ziel war die Bücherei!

Irgendein Rektor hatte vor mehr als zwanzig Jahren die Idee gehabt, alles zu sammeln, was sich an Geschichten, Sagen und Legenden um den südlichen Schwarzwald und dessen Bewohner rankte.

Der Aufruf hatte damals in vielen Zeitungen gestanden und war von noch mehr Menschen befolgt worden. So verfügte das Internat über ein großes Archiv, was gerade die nähere Heimatkunde anging. Der damalige Rektor, ein Geschichtsnarr, hatte noch in seinem Testament verewigen lassen, daß die Sammlung vervollständigt werden sollte. Ein Anwalt wachte darüber.

Die Sammlung war für jeden Schüler zugängig, allerdings mußte er sich, wenn er etwas entnahm, in eine Liste eintragen. Manche Bücher, die man noch nicht fotokopiert hatte, waren einfach zu wertvoll.

Dennis wußte, wo er zu suchen hatte, und er freute sich jetzt darüber, daß er keine Treppen hochsteigen mußte, denn die Bücherei lag im unteren Flur.

Er kam sich klein vor, als er an dem hohen steinernen Treppenaufbau entlangglitt.

Die Decke wurde von gewaltigen Säulen abgestützt, die wiederum in weiten Rundbögen ausliefen.

Große rotbraun und rötlich schimmernde Fliesen bedeckten den Boden. Auf ihnen zeichneten sich zahlreiche schwarze Streifen ab.

Hinterlassenschaften unzähliger Schülerschuhe, die darüber hin weggelaufen waren.

Von Orth war weder etwas zu sehen, noch zu hören. Meist hörten die Schüler ihn, wenn er durch das Treppenhaus ging. Er hatte einen schweren Gang. Seine Schritte produzierten Echos, die sich an den kahlen Wänden ihren Weg suchten.

Er konnte aber auch schleichen wie ein Raubtier, das hatten die Schüler schon oft zu spüren bekommen. Wie dem auch sei, Dennis Höller war froh darüber, Orth nicht in die Quere zu laufen, denn dessen Fragen hätte er kaum beantworten können.

Er hoffte nur noch, daß die schwere Doppeltür der Bücherei nicht abgeschlossen war.

Der Junge hatte Glück. Zwar quietschte die Klinke etwas, als er sie nach unten bewegte, die Tür selbst war nicht verschlossen. Er konnte sie aufdrücken.

Zuerst war sie etwas unbeweglich. Bei mehr Schwung jedoch glitt sie nach innen.

Dennis betrat die Bücherei!

Ein großer Saal mit ebenfalls hohen Fenstern, vor die Tücher gezogen waren, um die Bücher vor dem einfallenden Sonnenlicht zu schützen.

Die Bücher standen in den dunklen Regalen. Vom Boden bis zur hohen Decke reichten sie. Von der Wand war nichts mehr zu sehen.

Alles wurde von Buchrücken eingenommen. Dazwischen schimmerten nur mehr die Kanten der Regale.

Leseecke, Pulte und Kartenmaterial waren ebenso vorhanden wie große Karteikästen, die in breiten Schubladen hingen. Dort war jedes Buch mit Titel und Verfasser verewigt und auch mit einem Code, wo man es in den Regalen fand, die jemand von A bis Z und von eins bis zehn durchnumeriert hatte.

Dennis brauchte die Karteikästen nicht zu benutzen. Er hatte schon zuvor die wichtigen Dinge ausgekundschaftet.

Sein Weg führte ihn in eine Ecke, die noch dunkler war als der übrige Raum. Dennoch konnte er die hellroten Rücken der Bücher gut erkennen, die er für seine Arbeit benötigte. Es waren fünf, und sie standen dicht an dicht.

Der Vater eines Schülers hatte sie neu gebunden und sie dadurch wieder benutzbar gemacht.

Der Inhalt der fünf Bücher beschäftigte sich mit den Sagen und Legenden des südlichen Schwarzwaldes. In einem der Bände würde er auch die Geschichte der Hexe finden.

Fragte sich nur, in welchem Buch er die Geschichte der Schwarzwald-Hexe fand und ob er dann mit seiner Vermutung überhaupt richtig lag. Er mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um das erste Buch erreichen zu können. Auf dem roten Rücken schimmerte in goldener Schrift die Zahl eins.

Dennis schlug das Buch auf, dann wieder zu, weil er sich mit dem Inhaltsverzeichnis beschäftigen wollte.

Nein, von einer Schwarzwald-Hexe fand er nichts. Auch nicht im zweiten Buch – aber im dritten.

Plötzlich zitterten seine Finger. Der kalte Schweiß lag auf der Stirn des Jungen, er hatte weiche Knie bekommen, die Augen weiteten sich, tief atmete er durch.

In der Nähe stand eine kleine Lesebank, auf der er seinen Platz fand. Dort war es auch hell genug, um die Zeilen ohne Zuhilfenahme einer

Lampe lesen zu können.

Dennis mußte die Seite 64 aufschlagen und sah den Titel.

»Die Schwarzwald-Hexe«, las er flüsternd vor und betrachtete das Bild unter der Überschrift. Es zeigte eine Frau mit wirren Haaren, einem langen Rock und tief ausgeschnittener Bluse. Das alles war in einer Kohlezeichnung festgehalten worden.

Die Geschichte war nicht lang. Sie zog sich nur über vier Seiten hin und war zudem von einer weiteren Zeichnung unterbrochen worden, die ebenfalls die Hexe zeigte, die jetzt auf dem Scheiterhaufen und in hellen Flammen stand.

Er ließ das Buch sinken. Wie im Traum, dachte er. Ja, wie in meinem Traum.

Durch das Lesen der Geschichte hatte er wenigstens den Namen der Hexe erfahren.

Gina hieß sie!

Er hatte den Namen nie gehört und fragte sich zudem, was ihn mit dieser Person verband und weshalb er stets von ihr träumte. Er hob die Schultern, blätterte um, damit er auch noch den Schluß der Geschichte lesen konnte.

Diesmal flüsterte er die Sätze. »Und so wurde, um sicherzugehen, die Hexe Gina nach dem Verbrennen von einem Henker zusätzlich geköpft. Dies alles geschah im Jahre des Herrn 1712.« Noch einen Nachsatz las er vor. »Der Blutstein aber war und blieb verschwunden. Niemand konnte mehr sagen, wo er sich befand, denn Gina hatte bis zum Tod geschwiegen.«

Dennis räusperte sich so leise wie möglich. Er schaute gegen die Wand und dachte über den Begriff Blutstein nach. Gehört hatte er davon nichts. Es war ihm neu. Auch in seinen Träumen hatte er den Stein nicht entdecken können, dennoch mußte er eine zentrale Rolle spielen, sonst wäre er nicht in der Geschichte erwähnt worden.

Gina, die Hexe auf der einen Seite. Und er, der vierzehnjährige Junge auf der anderen.

Weshalb träumte er von ihr?

So wie auf der Zeichnung hatte die Hexe auch in seinen Träumen ausgesehen. Er hatte sie genau erkennen können, aber er konnte noch immer keine Verbindung zwischen ihm und dieser im achtzehnten Jahrhundert lebenden Frau herausfinden.

Jedenfalls hatte er Gewißheit, daß seine Träume nicht so absurd waren. Hinter ihnen steckte eine Bedeutung.

Er drückte sich wieder in die Höhe und wollte das Buch in das Regal zwischen die anderen klemmen, als er plötzlich ein Geräusch hörte. Es klang nicht laut, er konnte es auch nicht identifizieren, aber es war keine Täuschung gewesen. Zudem war das Geräusch nicht draußen, sondern im Innern des Internats erklungen.

Sogar in der Bücherei…

Dennis hatte nicht gehört, daß die Tür geöffnet worden war. Das besagte nichts. Er war ebenfalls so gut wie lautlos in die Bücherei hineingekommen.

Noch befand er sich in einer Ecke und in relativ guter Deckung. Er sah nichts, konnte aber von einem Eindringling auch nicht sofort entdeckt werden.

Oder wußte jemand, daß er sich im Haus befand?

Sofort dachte er an Orth. Sein Herz schlug noch schneller. Diesem Hausmeister war alles zuzutrauen. Der schlich sich heran wie eine Giftviper, um blitzschnell zuzuschlagen.

Der Junge sah ihn nicht. Er preßte sich mit dem Rücken gegen das Bücherregal und versuchte auch, seinen Atem unter Kontrolle zu halten, was ihm sichtlich schwerfiel, denn die Angst verstärkte sich.

Zumal, als er das Schleifen vernahm. Es klang so, als hätte jemand die Sohle eines Schuhs über den Boden gezogen.

Eine Gänsehaut kroch seinen Rücken hoch und erreichte sogar die Schultern.

Bleiben oder weglaufen!

Dennis mußte sich entscheiden. Noch blieb er steif stehen, schaute gegen den Boden, wo, die Nische allerdings nicht berührend, ein durch das Fenster fallender Streifen Sonnenlicht einen hellen Teppich gelegt hatte.

In ihm wirbelten zahlreiche Staubpartikel und veränderten den Streifen zu einem dreidimensionalen sichtbaren Gebilde, der urplötzlich von einem Schatten durchquert wurde.

Es war ein menschlicher Schatten!

Noch sah Dennis die Person nicht.

Er konzentrierte sich auf den Schatten und dessen Ausmaße. Den Körper konnte er erkennen, auch die Arme, selbst die Hände. Genau zwischen diesen hielt die Person einen länglichen Gegenstand.

Für Dennis war nicht zu erkennen, um was es sich dabei handelte.

Normal jedenfalls war es nicht.

Der Schatten bewegte sich in die Nische hinein und damit auch in seine Richtung. Er verkleinerte sich, kroch zu der Gestalt hin, die plötzlich vor dem Jungen stand.

Sie kam ihm vor wie ein Monster.

»Herr Orth!« hauchte Dennis nur und stellte fest, daß ihm die Knie weich wurden…

***

Der Vergleich war nicht einmal schlecht. Denn wie ein Monstrum hatte sich der Hausmeister vor dem schreckenstarren Schüler aufgebaut. Er war ein Typ, vor dem man sich fürchten konnte. Eine

glatte, fast haarlose Gestalt, wie ein Wesen von einem anderen Stern.

Der Kopf saß auf einem ziemlich dünnen und sehnigen Hals. Eine blaßblaue Kugel mit zwei übergroßen Ohren. Die Augen wirkten wie dunkle Räder, die Lippen waren sehr breit und wulstig. Darüber erinnerte die Nase mit ihren großen Löchern an einen mehr als gewaltigen Daumen. Kein Haar wuchs auf dem glatten Kopf, nur aus den Nasenlöchern schauten zitternd einige hervor.

Wie immer trug Orth seinen kurzärmeligen, grauen Overall. Darunter ein schwarzes Hemd mit halbem Arm. Sehnige Arme mit Muskelpaketen waren zu bewundern. Auf der Haut wuchs kein Haar. Gesund sah der Kerl nicht aus.

Die Glatze spiegelte sich im Sonnenlicht. Außerdem fiel auf, daß er bewaffnet war, und zwar mit einem matt schimmernden Schnellfeuergewehr, in dem der Ladestreifen steckte. Damit konnte er schon Angreifer aufhalten. Nur – wer sollte ihn angreifen?

Dennis bestimmt nicht.

»Herr Orth…« Dennis nahm alle Kraft zusammen, um den Namen aussprechen zu können. »Sie müssen mir …«

»Ich muß überhaupt nichts, mein Junge.«

»Doch, Herr Orth. Es ist nicht so, wie Sie vielleicht gedacht haben. Wirklich nicht…«

»Sei ruhig.«

»Aber ich meine doch…«

»Du hast hier nichts zu meinen. Wissen deine Eltern, daß du in die Schule gekommen bist?«

Nun machte Dennis einen Fehler, denn er verneinte die Frage. Sofort huschte ein Grinsen über das blaubleiche Gesicht des Hausmeisters, und sein Mund verzog sich noch mehr in die Breite.

»Sie wissen also nichts«, wiederholte er. »Das ist gut, das ist sogar mehr als gut.«

»Was meinen Sie damit?«

Orth hob seine Waffe an. Plötzlich zierte die Mündung auf den Jungen, dessen Magenwände sich zusammenzogen. Aber der Lauf wanderte höher und auch weiter. Schließlich wies die Mündung auf das Regal neben dem Jungen. »Du hast es also gefunden?«

Dennis verstand nicht. »Was soll ich gefunden haben?«

»Das Buch.«

»Ja, ich habe etwas nachgeschaut. Das war alles, Herr Orth. Wirklich, mehr konnte ich nicht…«

»Hast du es auch gelesen?«

»Klar.«

Er nickte. »Dann weißt du also Bescheid.« Gefährlich leise drangen die Worte über seine Lippen. »Du weißt demnach Bescheid, und das ist wirklich gut.« Er bewegte seine breiten Nasenflügel. »Tja, Gina hat

schon recht gehabt.«
»Gina?« wiederholte Dennis und erinnerte sich. »Wen… wen meinen Sie damit?«
»Die Hexe Gina.«
»Die Tote?«
Er lachte rauh und stierte den Jungen an, daß diesem angst und bange wurde. »Glaubst du wirklich, daß sie tot ist, Dennis? Glaubst du das tatsächlich?«
Nun begriff Dennis Höller gar nichts mehr. Er hatte gelesen, er hatte geträumt und die Person brennen sehen. Sie *mußte* seit mehr als zweihundert Jahren tot sein. »Doch«, flüsterte er und unterstützte die Worte durch ein Nicken. »Sie ist tot, glauben Sie mir.«
Orth grinste und blies seinen Atem dem Jungen ins Gesicht. Dennis roch den Knoblauchatem, traute sich aber nicht, den Kopf zur Seite zu drehen, aus Angst, der Kerl vor ihm könnte die Bewegung mißverstehen.
»Es gibt Hexen, die kann man nicht töten, Kleiner, die kehren zurück. Und Gina gehört dazu. Sie ist nicht tot, hast du das begriffen?«
Er beugte sich tiefer. Sein Totenschädelgesicht nahm dabei das Blickfeld des Jungen ein wie eine häßliche Masse aus grauen, blassen und bläulichen Farben. Vielleicht lag es auch an den Bartschatten, daß dieses Gesicht derart unheimlich wirkte.
»Nicht tot…?« Er staunte und fürchtete sich gleichzeitig.
»So ist es.«
»Ich sah sie im Traum.«
Orth zog wieder seine Lippen in die Breite. »Es spielt keine Rolle, was du gesehen hast. Jedenfalls lebt Gina. Sie hat es sich nicht nehmen lassen, zurückzukehren. Sie ist hier, sie ist in der Nähe, mein Junge. Sie hat ihre Bestimmung.« Er hob seine linke Hand und fragte: »Hast du das alles begriffen?«
»Ja, das habe ich. Aber das alles kann ich nicht verstehen, wirklich nicht.«
»Du wirst es noch.« Er faßte den Jungen an. Die Hand mit dem breiten Rücken legte er auf seine Schulter. Eine Stahlklammer berührte sie. Dennis atmete nur noch durch die Nase. Er würgte nicht, aber ihm wurde übel. Er konnte sich vorstellen, daß Orth zudrückte, die Kraft dazu besaß er. Das tat er nicht. Statt dessen zog er den Jungen zu sich heran, dazu verstärkte er den Druck seiner Spitzen, so daß Dennis diesem Befehl automatisch folgte.
»Na? Hast du dich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie lebt, Kleiner?«
»Nein, nein.«
Orth lachte. Er kam Dennis immer mehr vor wie ein Monstrum auf zwei Beinen. Dieser Hausmeister sah nicht nur widerlich aus, er war

auch widerlich. »Ich will dir nichts weiter erklären, nur soviel sei gesagt. Du spielst eine besondere Rolle, Junge. Man hat dich nicht grundlos ausgesucht.«

»Mich? Wozu?«

»Das wirst du alles noch erleben, Dennis.«

»Ja, ja, vielleicht.« Er hob die Schultern, während fieberhaft die Gedanken durch seinen Kopf schossen. Am liebsten wäre er umgekehrt, weggelaufen, raus aus dieser verfluchten Schule, doch er fand nicht den Mut. Es wunderte ihn selbst, wie er es schaffte sich derart zusammenzureißen.

»Was denkst du jetzt, Kleiner?«

Dennis platzte mit der Wahrheit heraus. »Ich will weg!« keuchte er. »Ich will jetzt gehen.«

Orth lachte, was dem Jungen gar nicht gefiel. »Wo willst du denn hin, Kleiner?«

»Raus!«

Der Hausmeister schüttelte den Kopf. »Nein, Dennis, das ist nicht mehr möglich.«

»Wieso?«

Orth richtete sich auf. Vor Dennis wuchs ein Riese in die Höhe.

»Ich habe dir doch gesagt, daß es zwischen der Hexe und dir eine besondere Beziehung gibt, nicht wahr?«

»Ich kenne sie nicht!« schrie Dennis.

»Du hast von ihr geträumt.«

»Ja, schon, aber…«

»Kein Aber, mein Junge.« Orths Augen funkelten. »Du stehst nicht nur in einer besonderen Beziehung zu ihr. Du gehörst ihr sogar. Begreifst du das?«

»Nein.«

»Dann will ich es dir noch einmal sagen. Ich handele im Auftrag der Hexe. Gina und ich sind Partner, wenn du verstehst, mein Kleiner. Sie will dich, sie hat dich aus besonderen Gründen ausgesucht.«

Dennis war ein helles Köpfchen. Auch in dieser Extremlage hatte er die Übersicht nicht verloren. »Weil ich von ihr geträumt habe?«

»Unter anderem.«

Er schluckte Speichel. Selbst das fühlte sich kratzig im Hals an.

»Weshalb denn noch?«

»Das soll und wird dir Gina selbst sagen, wenn du bei ihr bist. Hast du gehört?«

»Ja, schon, aber…«

»Ich weiß, wo sie sich befindet. Wir werden zu ihrem Mörderschloß gehen. Dort kann sie dir alles genau erklären. Glaub mir, mein Junge, du wirst überrascht sein.«

Dennis nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Er wollte beides

nicht, weil er es nicht fassen konnte. Aber er sah auch ein, daß dieser Mensch vor ihm nicht blufftte. Der meinte es ernst.

Die Schule, war für Dennis zu einem Gefängnis geworden. Es gab eigentlich nur den Weg, den er auch gekommen war.

Er senkte den Kopf und hob gleichgültig die Schultern. Eine Geste der Resignation, die Orth wiederum zusagte. »Es ist gut, wenn du dich mit deinem Schicksal abfindest. Gina ist etwas Besonderes. Sie weiß viel. Bestimmt wird sie dir auch erzählen können, wer deine Eltern gewesen sind, mein Kleiner.«

Dennis schreckte hoch. »Was sagen Sie da? Weiß diese Person über meine Eltern Bescheid?«

»Klar. Nenn du mir eine Hexe, die nicht in die Zukunft oder auch in die Vergangenheit schauen kann. Du wirst noch eine Überraschung erleben, wenn du bei ihr bist.«

Dennis schaffte es, seine Panik zu unterdrücken und die Gedanken zu ordnen. »Sie… sie wohnt im Mörderschloß, haben Sie gesagt?«

»Gut aufgepaßt Junge.«

»Weshalb heißt es Mörderschloß?«

»Das Blut vieler hat die Mauern des Schlosses getränkt. Ganz einfach, Kleiner.«

»Ach so!« flüsterte er. Er schaute an Orth vorbei und wollte nicht mehr über die Folgen nachdenken, die ihm in den Sinn gekommen war. Er hatte die Existenz des Mörderschlosses automatisch mit der seinen in Verbindung gebracht.

»Noch etwas?«

»Nein, nein, ich weiß Bescheid – und…« Plötzlich handelte der Junge. Er gehörte zu den Schülern, die für ihr Alter ziemlich kräftig waren. Es lag auch daran, daß er viel Sport trieb.

Bevor der Hausmeister sich versah, hatte es ihn erwischt. Ein harter Treffer in den Magen nahm ihm die Luft. Dennis' Schädel hatte ihn unvorbereitet getroffen.

Orth stieß ein Geräusch aus, als würde eine alte Dampflok anfahren. Den Druck hatte er nicht mehr ausgleichen können, taumelte zurück und prallte mit dem Rücken gegen eines der Regale. Die Bücher dort wackelten nicht, sie standen fest wie eine Wand.

Das sah Dennis nicht mehr. Er hatte sich bereits auf der Stelle herumgeworfen und rannte weg. Dabei wußte er, daß Orth bewaffnet war. Er hatte Angst vor den Kugeln, die seinen Rücken treffen konnten, wobei er auch daran dachte, daß die Hexe ihn haben und Orth ihn deswegen vielleicht schonen wollte.

Er schoß nicht. Dennis hörte ihn fluchen und gleich darauf seine mächtigen Schritte.

Der Boden erzitterte unter dem harten Trampeln. Die Vibrationen erreichten auch Dennis, der den Kopf eingezogen hatte und auf die

Tür der Bücherei zulief.

Leider konnte er sich nicht in der direkten Linie bewegen. Immer wieder mußte er den Bänken und Stühlen ausweichen, die zu kleinen Sitz- und Leseecken aufgebaut worden waren.

Orth nahm da wenig Rücksicht. Er feuerte die Hindernisse zu Boden, die seinen Weg versperrten.

Dennis hörte das Krachen und das Aufschlagen der Gegenstände.

Er selbst spürte die Angst, die wie ein dicker Alp in seinem Nacken hockte. Die Tür befand sich in greifbarer Nähe, dennoch überkam ihn der Eindruck, als würde sie nicht näher kommen.

Er rannte, fegte mit seinen rudernden Armen eine Lampe zu Boden und sprang mit einem Satz gegen die Tür. Die Klinke erwischte er glücklicherweise sofort, hämmerte sie nach unten, riß die Tür auf und warf sich in den breiten Gang, wo er bis vor die gegenüberliegende Steinmauer prallte.

Der Schlag tat weh, doch er hielt ihn nicht auf. Dennis rannte weiter. Sein Ziel war die Hintertür.

Das breite Treppenhaus, der gewaltige Flur, all dies kam ihm vor wie ein Gefängnis, durch das er mit hastigen Schritten irrte. Alle Türen waren aufgeschlossen, bis eben auf die eine, durch die er den Bau betreten hatte.

Aber die befand sich im Keller. Eine sehr lange Strecke, auf der viel passieren konnte.

Etwas schallte grauenhaft durch das Treppenhaus mit der hohen Decke. Es war das Lachen des Verfolgers. Ein unheimliches Geräusch, das die Angst des Jungen noch steigerte. Es hörte sich an, als würden die Scheiben der Fenster zittern. Es übertönte selbst das harte Hämmern der Schritte.

Dennis drehte sich um.

Nur einen Sekundenbruchteil, weil er sehen wollte, wie nahe Orth bereits an ihn herangekommen war. Der Hausmeister lief mit gewaltigen Schritten. Für Dennis war er zu einem mörderischen Riesen geworden. Jede Bewegung nahm er wahr, als würde dieser Mensch im verlangsamten Tempo laufen und trotzdem aufholen.

Es war einfach furchtbar. Dennis spürte die Angst, die wie ein festgefressener Faustschlag in seinem Magen lag. Er rannte weiter über den glänzenden Steinboden, dieser riesige Flur machte ihm Angst, er hatte die Übersicht verloren und wußte auf einmal nicht mehr, wo es zum Keller ging.

Wie eine plötzlich eingesetzte Kulisse tauchte vor ihm die breite Treppe auf.

Er mußte daran vorbei, das war ihm schon klargeworden. Im nächsten Augenblick jedoch ging für ihn die Welt unter in einem mörderischen Krachen.

Orth hatte geschossen!

Der Junge hörte die Kugel nicht pfeifen, der Krach übertönte alles, doch er sah, wie sie rechts von ihm – und das verdammt dicht – gegen den Steinboden hieb, eine lange Schramme hinterließ, bevor sie als Querschläger wegjaulte.

Dennis sprang vor.

Sein Körper streckte sich, als wollte er vom Brett aus in die mit Sand gefüllte Grube des Sportplatzes springen, um einen neuen Schulrekord zu erreichen.

Nicht den Sandkasten erreichte er, sondern die Treppe. Er prallte auf eine der ersten Stufen und hatte Glück, daß er nicht stolperte.

Zudem gelang es ihm noch, sich an dem breiten Handlauf des Geländers festzuhalten. Für einen Moment lief er nicht mehr weiter.

Eine Pause von Sekunden, die Orth nutzte.

»Wenn du weitergehst, schieße ich dir eine Kugel ins Bein, Junge!«

Der Befehl war hart gesprochen worden. Selbst in seiner Lage konnte Dennis unterscheiden, daß dieser Mensch hinter ihm es ernst meinte. Der Junge zitterte.

»Na, Kleiner?«

Dennis drehte sich um, ohne den Handlauf loszulassen. Er gab ihm zumindest das Gefühl der Sicherheit.

Der Hausmeister stand vor der ersten Stufe. Fast lässig hielt er sein Schnellfeuergewehr in den Händen. Die Mündung aber wies auf Dennis' Körper.

Bisher hatte der Schüler diese Dinge nur im Film gesehen. Er dachte an Streifen wie Indiana Jones und James Bond. Von der letzten Serie kannte er alle Filme, da waren die Helden immer so toll gewesen, doch in seinem Fall…

»Was denkst du?« Orth fragte es und lachte dabei. »Los, sag schon, Junge!«

Dennis schüttelte den Kopf.

»Gut«, sagte der Hausmeister, »wirklich gut bist du. Man muß wissen, wenn man verloren hat. Gegen mich, mein Junge, kannst du nur verlieren. Es gibt keine Chance.«

Dennis nickte, obwohl er es nicht wollte. Er blickte nach unten. Die Stufen bewegten sich und veränderten sich dabei zu einem grauen Sumpf, der ihn anzog. Nur mit großer Mühe konnte er die nächste Frage stellen: »Was haben Sie denn mit mir vor?«

»Das kann ich dir sagen, mein Kleiner. Du wirst die Schule nicht verlassen, ich halte dich fest. Ist das nicht ein Wort?«

»Festhalten?«

»Klar doch.«

»Für wen?«

»Ich handele in Ginas Auftrag. Weißt du, sie ist eine Person, die das

Besondere liebt. Dazu gehört auch die Dunkelheit. Am Abend werde ich dich zu ihrem Schloß bringen. Du hast den Namen doch behalten, oder? Ginas Mörderschloß.« Er grinste, wobei seine glatte Haut anfing zu zucken. »Ich könnte es auch als Ginas Blutschloß bezeichnen. Dieses Schloß hat sehr viel Blut gesehen, mein Kleiner, sehr viel Blut.«

Dennis Höller schüttelte sich. Orth redete nicht mehr, er handelte.

Mit seinen für ihn typisch schweren Schritten stieg er die Stufen hoch und Dennis entgegen.

Dabei ließ er ihn nicht aus dem Blick. Das Gesicht des Jungen wurde zu Glas. Die leichteste Berührung genügte, um es zerspringen zu lassen. Gefühle kannte er nicht mehr. In seinem Körper wühlte nur die Angst. Er schaute Orth entgegen, der sein Schnellfeuergewehr nahezu lässig bewegte und es hochkantete. Die Distanz zwischen ihm und dem Jungen stimmte mittlerweile.

Wie ein harter Ring drückte die Mündung gegen seine Brust. Über den Gewehrlauf hinweg schwang das Flüstern der Stimme. »Geh schon, mein Kleiner. Geh hoch, immer höher, bis du das letzte Zimmer erreicht hast. Du kennst das Turmzimmer – oder?«

Dennis deutete ein Nicken an.

»Da saßen die Schüler früher ihre Strafen ab. Manche über mehrere Tage. Das waren noch Zeiten. Ich habe beschlossen, es umzufunktionieren oder es wieder zu einem Karzer, einem Schulgefängnis, zu machen.«

Dennis sprach mit einer für ihn fremd klingenden Stimme. »Ja, ich weiß Bescheid.«

»Dann geh auch.« Orth verstärkte den Druck der Mündung.

Dennis drehte sich um. Mit gesenktem Kopf stieg er die Stufen hoch. Noch nie in seinem Leben hatte er eine dermaßen starke Angst gespürt. Er verfluchte die Hexe, er verfluchte seine Träume, die Schule, den Karzer, die Lehrer, eigentlich alles.

Aber er ging weiter. Einem Schicksal entgegen, das für ihn mehr als ungewiß war…

***

Das harte krachende Geräusch wollte einfach nicht weichen. Es klang noch Minuten später in Dennis' Ohren nach, als Orth die schwere Holztür längst hinter dem Schüler geschlossen hatte und laut lachend davongegangen war. Zweimal noch hatte er den Schlüssel gedreht. Der Raum unter dem Dach war für den Jungen zu einer Gefängniszelle geworden, wobei diese sicherlich noch besser aussahen als dieses spartanisch eingerichtete Zimmer, in dem nur ein einfacher Holzstuhl stand und ein quadratischer Tisch davor. Sonst gab es nichts.

Keine Regale, keine Bücher, keine Schränke. Nein, es war überhaupt nichts vorhanden.

Tisch und Stuhl mußten reichen…

Dennis hatte sich auf den Stuhl gesetzt. Ein schweres Sitzmöbel, wie er zugeben mußte. Aus dickem Holz gefertigt, auch als Schlagwaffe benutzbar, jedoch nicht hart genug, um die Scheibe des Halbmondfensters zu zertrümmern.

Das Glas war einfach zu stark und dick. Man konnte es bereits mit einem Mauerwerk vergleichen. Es bestand aus sogenannten Glasbausteinen. Um die zu zertrümmern, hätte es schon einer besonderen Waffe bedurft, die Dennis leider nicht besaß.

So blieb ihm keine Chance.

Die Sonne hatte gegen das Fenster gestrahlt, die Steine aufgeheizt, die ihre Wärme nun weitergaben, hineinströmen ließen in die schmale Zelle und die Luft dort anheizten. Sie umgab den einsamen Jungen wie eine dumpfe Masse.

Dennis hockte auf dem Stuhl. Er hatte einen Arm gekantet, den Ellbogen auf die harte Unterlage gestellt und sein Kinn gegen den Handballen gestützt.

So starrte er ins Leere.

Genau so leer fühlte er sich auch in seinem Innern. Da war nichts mehr, was ihn aufmuntern konnte. Sein Blick war ebenso trübe wie das Innere seines Körpers.

Vorbei, aussichtslos…

Nicht einmal weinen konnte er. Dennis wußte selbst nicht, wie lange er in dieser Haltung gesessen hatte, als er plötzlich aufsprang, weil ihm etwas eingefallen war.

Er schob den Tisch gegen die Wand direkt unter dem Fenster und kletterte auf die Platte. Sie war stabil genug, um sein Gewicht aufhalten zu können.

Dennis freute sich über seine Größe. Wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte, konnte er tatsächlich aus dem Fenster schauen. Er wunderte sich darüber, wie durchsichtig die Glassteine doch waren.

Relativ gut konnte er die Umgebung des Internats erkennen.

Er schaute schräg nach vorn und in die Tiefe. Sah den Wald, die satten Hänge, die schmalen Asphaltbänder der Straßen, die alles zerschnitten, einige Autos, auch die Bushaltestelle konnte er sehen, wenn er den Kopf drehte, sogar Spaziergänger, nur kam von denen niemand auf die Idee, sich für das Internat näher zu interessieren.

Falls sie es taten, würden sie bestimmt nicht an der Fassade hochschauen und ihn hinter dem Halbmondfenster sehen.

Er schaute minutenlang hinaus. Dort lag die Freiheit, fast zum Greifen nahe und doch so fern. Dennis beneidete die Vögel, die auf sein Fenster zuflogen, sich dicht vor der Scheibe verteilten, um auf dem Dach ihre Plätze zu finden.

Die Tiere waren frei, so wunderbar frei. Er aber hing hier fest,

eingekerkert, verschwunden hinter den dicken Mauern und den Steinen aus Glas.

Orth, der Hausmeister, war nicht mehr zurückgekehrt. Er würde warten, bis es dunkel geworden war, ihn dann holen, um ihn zu Ginas Mörderschloß zu schaffen.

Gina, die Hexe, die seit über zweihundert Jahren tot sein mußte und trotzdem noch lebte.

Wie paßte das zusammen?

Dennis konnte keine Lösung finden, sosehr er auch darüber nachdachte. Er hatte über sie gelesen. Als Schwarzwald-Hexe war sie verbrannt und anschließend noch geköpft worden. Eine unheimliche Sache, über die er nicht nachdenken wollte. Aber damals hatte man wohl doppelt getötet, um sicherzugehen.

Orths Worten nach zu urteilen, sollte sie noch leben. Das konnte Dennis einfach nicht glauben.

Das stramme Stehen hatte ihn angestrengt. Er duckte sich wieder, und kletterte mit zitternden Knien vom Tisch. Der Schweiß klebte auf seiner Stirn. Die Hitze wurde unerträglich zwischen den Wänden, sie steigerte seine Lethargie und Müdigkeit noch.

Hinter den Augäpfeln spürte er einen harten Druck. Er stand dicht davor, in Tränen auszubrechen. Seine Knie zitterten, die Lippen zuckten, immer wieder strich er sich den Schweiß von der Stirn.

Manchmal glaubte er, ihm würde sich der Magen umdrehen.

Auch die Umgebung veränderte sich. Wenn Dennis gegen die Wand vor ihm schaute, so stand sie nicht mehr still. Er hatte den Eindruck, als würde sie sich bewegen und in Schwingungen hineingeraten, die einmal nach links, dann wieder nach rechts pendelten, bevor das Mauerwerk abermals zum Stillstand kam.

Alles war so furchtbar, so schrecklich. Er konnte es einfach nicht überreißen.

Dennis zwinkerte mit den Augen. Wenn er Luft holte, überkam ihn der Eindruck, den Sauerstoff zu trinken und…

»Dennis…«

Da war die Stimme. Zunächst achtete der Junge nicht darauf, weil er glaubte, sie sich einzubilden, aber die Stimme ließ nicht locker.

Sie wiederholte seinen Namen.

Der Schüler schaute hoch.

Niemand befand sich im Raum. Trotzdem hatte ihn jemand angesprochen. Dieser Jemand war eine Frau gewesen.

Eine Frau? Über seinen Rücken rann ein kaltes Rieseln. Automatisch dachte er an die Hexe, denn auch die Stimme war ihm nicht bekannt vorgekommen.

Sie hatte weder seiner Mutter noch einer anderen Frau aus dem Bekanntenkreis gehört. Die Stimme war ihm fremd gewesen, doch

diese nicht sichtbare Person kannte ihn. Und von außerhalb des Raumes war er ebenfalls nicht angesprochen worden.

Jemand mußte sich in seinem Gefängnis befinden.

»Hallo, Dennis…«

Wieder hörte er seinen Namen. Diesmal war er darauf vorbereitet und blickte schräg in die Höhe, weil er den Eindruck nicht loswurde, daß die Stimme von dort oben aufgeklungen war.

Er traute sich kaum, den Kopf anzuheben und tat es wie unter einem inneren Zwang stehend.

Plötzlich sah er Ungeheuerliches.

Genau in der Ecke, im Winkel zwischen Wand und Decke schälte sich etwas hervor.

Ein verbrannter, schwarzer Gegenstand, der aschig und gleichzeitig rußig aussah, aber trotzdem zu erkennen war.

Ein verbrannter Kopf!

***

Die Hexe! Das muß die Hexe sein!

Für Dennis gab es keine Alternative. Der Hausmeister hatte davon berichtet, daß sie nach dem Verbrennen geköpft worden war und trotzdem weiterlebte.

Die Hexe, mein Gott!

Dennis wußte nicht, was er tun sollte. Er hockte da und zitterte wie Espenlaub. Seine Gedanken drehten sich im Kreis und konzentrierten sich trotzdem nur auf diesen einen fürchterlichen Gegenstand, diesen verbrannten Schädel, in dem trotzdem noch die Augen zu sehen waren.

Das Gesicht sah aus wie eine Maske, die dicht vor der Zerstörung stand. Als wären Kohlestücke übereinandergeschuppt worden, eine Fratze, aus der die Boshaftigkeit der Welt den Jungen anstarrte.

Lippen sah er nicht. Auch eine Nase war nicht vorhanden, nur mehr ein aschiger Wirrwarr, dann aber richtete er seine Blicke auf die Haare, die trotz allem den Kopf umwucherten. Ein grauer Filz, dicht wie zusammengeballte Spinnweben. Zum verbrannten Gesicht bildeten sie einen hellen Kontrast.

Dennis Höller wußte nicht, was er tun sollte. Er starrte gegen das Gesicht, hatte seine Handflächen flach auf den Tisch gelegt, als wollte er sich aufstützen, doch die Kraft besaß er nicht. Seine Blicke wurden nur von den Augen der Gestalt wie hypnotisch angezogen.

Diese Augen, in denen die Glut der Hölle leuchtete, die in ihrem Innern trotzdem weiß aussahen.

Es war grauenhaft…

Er schüttelte sich. Er wußte nicht, ob das Gesicht echt oder nur eine Einbildung war. Jedenfalls empfand er es als grausam und schlimm,

und er wußte genau, daß diese Fratze zu ihm gesprochen und ihn sogar mit Namen angeredet hatte.

Das Gesicht kannte ihn…

»Nun Dennis?« flüsterte die Stimme. »Kennst du mich nicht? Kennst du mich wirklich nicht?«

Nein, wollte er sagen, doch er bekam kein Wort hervor. Dennis war einfach fertig, er zitterte und war innerlich gleichzeitig verkrampft. Über seinen Rücken rann ein dicker Schauer, den er bis zu seinen Füßen hin spürte.

Er zwinkerte, aber der Kopf dort unter der Decke wollte mehr.

»Gib Antwort, Dennis…«

»Nein, ich…« Er mußte schlucken.

Millimeterweise öffnete er die Lippen. »Wer bist du denn?«

»Ich bin die Hexe Gina!«

Der Junge sagte nichts. Er konnte sich nur noch zurückhalten, das war am besten. Geahnt hatte er es schon, nun war ihm die Gewißheit erteilt worden.

»Eine… eine tote Hexe«, sprach er langsam und sehr leise. »Eine sehr tote Hexe …«

»Man konnte mich nicht töten, Dennis. Man hat es nicht geschafft, mein Junge. Ich bin wieder da. Ich war eigentlich nie weg, und ich habe hier eine Aufgabe zu erfüllen. Eine Aufgabe, über die auch du Bescheid weißt, Dennis.«

»Wieso?«

»Du mußt dich nur erinnern.«

»Woran?«

»An den Blutstein!«

Dennis zuckte zusammen. »Ich kenne keinen Blutstein. Nein, ich habe nie etwas davon…«

»Doch, du kennst ihn. Von damals, Dennis. Es liegt lange zurück, sehr lange.«

»Dann muß ich noch ein Baby oder Kleinkind gewesen sein.«

Der Kopf im Winkel zwischen Wand und Decke brachte so etwas wie ein Schütteln fertig. »Es stimmt nicht, mein Kleiner. Du warst so alt, wie du jetzt bist.«

Dennis wollte lachen, das schaffte er nicht. Er konnte den Kopf nur anstaunen.

»Begreifst du es denn nicht?«

»Nein, ich…«

»Dennis. Du mußt dich erinnern. Du warst damals so alt wie heute, mein Junge.«

»Ach ja?«

»Natürlich. Du hast schon einmal gelebt. Vor über zweihundert Jahren. Du, Dennis, bist mein Sohn. Du bist der Sohn der Hexe Gina,

die auf dem Scheiterhaufen verbrannt und anschließend noch geköpft wurde. Nun weißt du Bescheid!«

***

Ja, nun wußte er Bescheid!

Er rührte sich nicht. Es war einfach zu viel auf ihn eingestürmt.

Das verkraftete selbst ein Erwachsener nicht, geschweige denn ein Junge, der mitten in der Pubertät stand. Er sollte schon einmal gelebt haben und der Sohn einer Hexe gewesen sein?

Das war nicht vorstellbar, so etwas konnte er einfach nicht glauben. Andererseits hatte er sich bisher auch nicht vorstellen können, daß es Personen oder Monster gab wie diesen Hexenkopf, der vor ihm unter der Decke schwebte.

»Du sagst nichts…«

»Ich… ich …«

»Glaubst du mir nicht?« Die Frage drang wie ein Zischen aus einer Öffnung im Schädel.

»Ja, ich…«

»Dann, mein lieber Junge, muß ich dafür sorgen, daß du es glaubst. Du hast wahrscheinlich nie viel von Hexen gehört – und wenn, dann eben nur schwach. Aber wir besitzen besondere Fähigkeiten, mein Junge. Es gibt auch bei den Hexen Unterschiede. Viele kannst du vergessen, aber welche wie mich nicht. Das habe ich den Narren damals gesagt. Sie wollten nicht hören, Sie verbrannten und köpften mich. Das Feuer, Dennis, kannst du dich daran erinnern?«

Er wollte zunächst den Kopf schütteln, dann nickte er doch. »Mein Traum«, flüsterte er. »Ich weiß genau, daß es in meinem Traum passiert ist. Da habe ich einiges gesehen.«

»Wunderbar, Dennis.«

»Und… und weiter?«

»Du hast nicht genug gesehen, mein Junge. Ich möchte, daß du dich wieder erinnerst.«

»Das geht nicht!« schrie er.

»Doch, Junge, es wird gehen. Ich habe vorhin von den Kräften gesprochen, die in vielen von uns Hexen schlummern. Diese Kräfte können wir in einem Begriff zusammenfassen. Schwarze Magie, mein lieber Dennis. Nur Schwarze Magie, wobei der Motor dieser Kraft allein der Teufel ist. Mein, nein, unser großer Mentor. Er hat seinen Dienerinnen viel Kraft und Mut gegeben. Er hat mich aus einem Dasein zurückgeholt, aber das ist im Moment nicht wichtig. Ich werde dir etwas anderes zeigen, denn du, Dennis, bist ein Träger eines großen Geheimnisses. Du weißt es nur nicht. Du hast den Blutstein schon damals gesehen.«

»Welcher Blutstein?« Er fragte es zitternd.

»Keine Sorge, Dennis, keine Sorge. Die Erinnerung wird zurückkehren, das kann ich dir versprechen.«

»Und wann?«

»Gleich, Dennis, gleich. Dann wird die Vergangenheit wieder vor dir erscheinen. Du mußt dich konzentrieren, Junge, achte nur auf meine Augen, die Augen allein sind wichtig, nur die Augen. Schau genau hin, mein Junge. Laß dich durch nichts ablenken, die Augen, nur die Augen…«

Obwohl er im Prinzip nicht wollte, konnte er nicht anders. Er mußte gegen das Gesicht und damit auch gegen die Augen des Hexenschädels blicken.

Sie leuchteten noch immer in einem dunklen, kräftigen Rot, auch das Weiß der Pupille blieb, aber er sah noch mehr.

Die Augen nahmen an Größe zu. Dabei quollen sie aus den tiefen Höhlen und drangen ihm entgegen.

Augen wie Räder, die sich drehten, die sprühten, und Dennis spürte, wie etwas aus seinem Körper floh. Er wurde hineingerissen in Tiefen, die er nicht kannte.

Eine schreckliche Magie hielt ihn umfangen. Sie besaß die Kraft, Dimensionen zu verschieben.

Saß er in diesem zellenartigen Zimmer, oder war er längst aus den Mauern herausgestoßen worden?

Dennis wußte es nicht mehr. Er kam sich vor, als würde er schweben. Wegfliegen, hinein in andere Zeiten und Welten, eintauchen in die Vergangenheit, wo alles anders war und er einen Jungen sah, bei dem die ängstlichen Augen auffielen.

Seine Seele, sein Dasein verschmolz mit diesem Jungen, und er war plötzlich er…

***

Meine Güte, war das eine Fahrt gewesen!

Der reinste Horror-Trip. Noch nie hatte ich einen derartigen Stau erlebt. Früh am Morgen war ich in Frankfurt eingetroffen, hatte mir einen kleinen BMW als Leihwagen genommen, war sogar noch optimistisch auf die Autobahn gefahren und steckte auf der Odenwald-Strecke in Richtung Karlsruhe zum erstenmal fest.

So ein Mist!

Da ging nichts mehr. Die Autobahn war zum Parkplatz geworden.

Ich sah Leute, die ihren Wagen verließen und frühstückten. Erst eine halbe Stunde später ging es weiter.

Stop and Go!

Ein verdammtes Spiel. Mein Wagen besaß keine Automatik. Ich fühlte mich als Weltmeister im Schalten. Immer wieder rollten wir nur langsam voran.

Die Sonne stieg höher und besaß schon eine gehörige Kraft. Im Norden und Westen Deutschlands sollte es regnen. Je weiter ich in südliche Richtung fuhr, um so mehr klarte es auf, die Sonne kam durch, bestrahlte die Landschaft und ließ auch die Blechlawine nicht aus.

Karfreitag in Germany. Darüber nachzudenken, lohnte sich für mich nicht mehr. Einfach abschalten, die Augen schließen und sich in sein Schicksal ergeben.

Vor und nach Karlsruhe wurde es wieder schlimm. Später ging es etwas besser. Bis Freiburg aber brauchte ich sechs Stunden, erst dann fuhr ich ab auf Landstraßen, wo es etwas besser lief.

Am hohen Nachmittag schließlich hielt ich an einem Gasthaus, vor dem auch Tische im Freien standen. Einige waren nicht besetzt. An den meisten saßen Familien mit Kindern, die eine Radtour gemacht hatten. Mich, den Autofahrer, schauten sie nur mitleidig an.

Den Durst löschte ich mit Mineralwasser und anschließend mit einer Kanne Saft. Gegen den Hunger kämpfte ich mit Schwarzwälder Schinken an, zu dem ich selbstgebackenes Brot aß. Beides schmeckte mir ausgezeichnet. Bei der jungen Bedienung erkundigte ich mich nach dem Internat, das ganz in der Nähe liegen sollte.

»Gehört habe ich schon davon.«

»Wunderbar. Können Sie mir auch den Weg sagen?«

»Da müssen Sie auf der B 500 in Richtung Furtwangen – Triberg fahren.«

»Gut, das weiß ich auch.«

»Zwischen den beiden Orten liegt es dann. Sie können dort noch mal fragen.«

»Herzlichen Dank.«

Ich zahlte gleichzeitig und erhöhte nun das Trinkgeld. Mit ziemlich steifen Knochen ging ich auf den BMW zu und schob mir wieder die Sonnenbrille vor die Augen.

Da ich das Schiebedach nicht geschlossen hatte, war der Wagen im Innern auch nicht so aufgeheizt. Einige Kinder winkten mir nach, als ich startete. Ihre Eltern schauten mir fast bedauernd nach. Recht hatten sie. Ich wäre auch lieber mit einem Rad durch diese herrliche Gegend gefahren, auch wenn man sich an den langen Steigungen abstrampeln oder seinen Drahtesel schieben mußte.

Die Tiefe des Schwarzwaldes nahm mich auf. Hügel, Täler, dazwischen kleine Orte, die malerisch verstreut lagen. Die Bäume und Sträucher zeigten das erste helle Grün. Die meisten Knospen waren noch nicht aufgebrochen. Man konnte förmlich sehen, daß sie nur darauf warteten, von den wärmenden Sonnenstrahlen gesprengt zu werden.

Kirchtürme reckten ihre Spitzen stolz dem blauen Himmel entgegen,

auf dem sich kaum eine Wolke zeigte. Und wenn, dann sah sie aus wie eine leichte Feder, die irgendwo in der Unendlichkeit des blaßblauen Firmaments dahinschwamm.

Es war eine herrliche Gegend, richtig einladend, um Urlaub zu machen. Ich rollte dahin.

Auf den Hängen bildeten die typischen Schwarzwaldhäuser mit ihren langgezogenen Dächern eine schon filmreife Kulisse. Manchmal sah ich Frauen in ihren Trachten, bei denen besonders die Hüte auffielen, wo runde Stoffballen wie aufgenähte, rote Äpfel lagen.

Wer diese Gegend sah, der konnte sich kaum vorstellen, daß es hier zu irgendwelchen grauenhaften Vorgängen kommen konnte.

Alles sah nach heiler Welt aus.

Das hatte ich schon öfter erlebt, und ich wußte auch, wie grausam und blitzschnell die andere Seite in diese heile Welt hineinschlagen konnte.

Kurz vor Waldau fuhr ich von der Straße ab und hielt auf einem provisorischen Parkplatz, der dem gestreßten Autofahrer einen herrlichen Blick über die Höhen hinweg und auch hinein in die Täler bot. Ich sah den kleinen Ort Waldau vor mir liegen, aber auch Straßen, die in Richtung Südosten führten und zwischen den Bergen verschwanden.

Da irgendwo mußte auch das Internat zu finden sein. Außer mir pausierten noch andere. Zwei Bauarbeiter waren auch darunter. Sie lehnten an der Kühlerhaube ihres Lieferwagens, aßen Brote und tranken Tee dazu.

Ich sprach die Männer an und erkundigte mich nach meinem Ziel.

Eine Antwort bekam ich auch. Wegen des Dialekts mußte sie einige Male wiederholt werden, bis ich begriffen hatte und mich bedanken konnte.

»Sie kommen wohl nicht von hier…«

»Nein, aus London.«

»Das ist weit.«

»Sicher.«

»Wie viele Kilometer sind es noch bis zu diesem Internat?« stellte ich die letzte Frage.

»Vielleicht acht oder zehn. Sie müssen jedenfalls immer auf der Straße bleiben.«

»Danke sehr.«

Die Straße führte in Richtung Titisee-Neustadt und gehörte nicht zu denen, über die sich der Durchgangsverkehr und die Touristenströme quälten. Dafür war sie auch nicht so gut ausgebaut und mit ziemlich engen Kurven versehen, wobei es ständig bergauf ging.

Das Wetter hielt sich prächtig. Ich hatte das Radio eingeschaltet und bekam zufällig den Wetterbericht für Ostern mit. Es sollte ein

wunderbares Fest werden.

Ich hatte da meine Zweifel, wenn ich an den Autoverkehr dachte.

Ich passierte einen kleinen Ort, der sich Vordertal nannte. Das hatten mir die beiden Männer auch erzählt. Das Internat sollte auf der rechten Seite der Straße liegen. Es mußte einsam stehen und von einer waldreichen Gegend umgeben sein.

Im dichten Sommer, wenn alles voll belaubt gewesen wäre, hätte ich das Internat möglicherweise passiert, ohne es zu entdecken, denn es lag doch abseits der normalen Straße. Die Zufahrt befand sich nicht weit von einer Bushaltestelle entfernt, an der niemand stand.

Ich rollte auf den großen Klotz zu.

Von einer Schädigung der Landschaft wollte ich nicht sprechen, aber dieser Bau paßte meiner Ansicht nach nicht dorthin, wo er stand. Da hätte es Platz für mehrere Schwarzwaldhäuser gegeben, aber das war nicht meine Sache.

Ich rollte auf das Gebäude zu, sah auch den Anbau und wußte sofort, daß es leer war.

Es sah nicht nur unbewohnt aus, nein, ich spürte auch, daß niemand erscheinen würde, um mich zu empfangen. Ob ich hier tatsächlich diesen Dennis Höller fand, war mehr als fraglich.

Der BMW rollte langsam aus, und ich verließ den Wagen, um vor der breiten Front stehenzubleiben.

Mein Blick glitt in die Höhe und auch über die zahlreichen Fenster hinweg, hinter deren Scheiben ich keine Bewegung entdeckte. Nur die Sonnenstrahlen brannten auf das Gebäude nieder.

Himmel, es war sommerlich heiß. Ich schwitzte. In kalten, dünnen Bächen rann mir der Schweiß den Rücken hinab.

Mir fiel die Stille auf. Selbst das Pfeifen und Piepen der Vögel war kaum zu hören. Die Tiere schienen sich zurückgezogen zu haben.

Natürlich wollte ich nicht unverrichteter Dinge wieder abziehen, sondern den Bau genauer unter die Lupe nehmen.

Ich trat einige Meter zurück und schaute mir die Fassade noch einmal an. Diesmal auch die höchsten, dicht unter dem Dach liegenden Fenster, wobei einige von ihnen die Form eines liegenden Halbmonds besaßen.

Hinter dem mittleren tat sich etwas!

Zunächst glaubte ich an eine Täuschung. Ich nahm die Brille ab, putzte die Gläser und schaute noch einmal hindurch.

Nein, das war keine Täuschung. Hinter der Halbmondscheibe bewegte sich tatsächlich jemand. Es war eine männliche Gestalt, das konnte ich erkennen. Ob es sich dabei um einen Erwachsenen oder einen Jugendlichen handelte, war leider nicht zu sehen.

Und diese Person winkte heftig. Die Bewegungen ließen mein Mißtrauen aufkeimen, weil der Mann so aussah, als würde er sich in

großen Schwierigkeiten befinden.

Das war sehr seltsam. Weshalb tat er das? Wollte er mir ein Zeichen geben?

Ich schluckte einige Male und wischte mir den Schweiß von den Brauen weg. Zwar überfiel mich keine Ahnung, aber ich ging davon aus, daß sich der Unbekannte hinter dem Fenster da oben nicht grundlos dermaßen hektisch bewegte.

Es kam mir vor, als schien er in der ansonsten leeren Schule gefangen zu sein.

Natürlich dachte ich an Dennis Höller und glaubte Mallmanns Informationen, die er meinem Vater gegeben hatte.

Dennis war derjenige welcher. Auf ihn allein kam es an.

Ich winkte beruhigend zurück, in der Hoffnung, daß mich der Junge – falls er es war – auch gesehen hatte. Danach ging ich direkt auf die breite Eingangstür des Internats zu, deren beide Flügel geschlossen waren und auf mich einen abweisenden Eindruck machten.

Das kümmerte mich nicht weiter, denn ich hatte rechts der Tür, eingelassen im grauen Mauerwerk, eine Klingel gesehen. Unter dem hellen Kopf wölbte sich eine Metallplatte.

Ich schellte!

Die Tür und die Mauern ließen nichts durch. Ich konnte nur hoffen, daß im Innern der Schule irgendwo eine Glocke anschlug, die jemand alarmierte, der sich in der Nähe befand.

Nach dem dritten Klingeln tat sich noch immer nichts. Ich ging wieder zurück und schaute zu dem Halbmondfenster in der Mitte hoch.

Dort stand die Gestalt, wobei ich den Eindruck bekam, daß sie jetzt mit beiden Fäusten gegen das harte Glas trommelte. Für mich bedeutete diese Bewegung, daß sich jemand in Not befand. Wenn man mir nicht auf dem normalen Weg öffnete, würde ich meinen eigenen gehen, der wesentlich unkonventioneller war.

Abermals versuchte ich es und ließ diesmal den Daumen mehr als fünfzehn, Sekunden auf dem Knopf.

Das war schon mit einem kleinen Alarm zu vergleichen, was sich hinter den Mauern im Treppenhaus abspielen mußte.

Mein Zeigefinger schmerzte leicht, als ich ihn zurücknahm. Ich bewegte ihn einige Male und wartete ab.

Sekunden vergingen.

Ich beschloß, nur zehn zuzugeben, bevor ich mir die Rückseite des Internats anschaute.

Was ich nicht zu hoffen gewagt hatte, trat ein. Jemand kam, öffnete aber nicht sofort, sondern drehte zunächst einen Schlüssel zweimal im Schloß. Ein wenig trat ich zurück. Dabei spürte ich, wie sich meine Rückenmuskeln anspannten. So etwas wie eine innere Warnung hielt

mich umfangen.
Obwohl das Internat so normal aussah, plötzlich kam es mir nicht mehr so vor.
Noch war die Tür verschlossen, bis sie mit einem Ruck aufgezogen wurde.
Er stand vor mir! Er glotzte mich aus dunkeln Augen an. Er hatte den Mund böse verzogen, und er kam mir vor, als hätte man einem Totenschädel eine dünne, bläulichweiße Haut kurzerhand übergestreift.
Der Schädel wuchs auf einem dünnen Hals, der im Gegensatz zu einem kräftigen Körper stand. Der breite Brustkorb wurde von einem dünnen Pullover bedeckt, wobei eine Mischung aus Overall und Latzhose die übrigen Kleidungsstücke bildeten.
»Ja…!« bellte der Kerl. Es hörte sich an, als wollte er mich vertreiben.
Nur kam er damit bei mir genau an die falsche Adresse. Obgleich es mir schwerfiel, lächelte ich und sagte zunächst einmal freundlich:
»Guten Tag, der Herr.«
»Was wollen Sie?«
»Hinein.«
»Das geht nicht.«
»Weshalb nicht?«
»Es sind Ferien, wir haben geschlossen, falls Ihnen das noch nicht aufgefallen sein sollte.«
»Doch, das ist es. Ich will auch keinen Unterricht abhalten, sondern einen Ihrer Schüler sprechen.«
»Hier ist keiner.«
»Sie sind doch da.«
Er verzog die Lippen, und es sah aus, als wollte er mich fressen.
»Ich bin der Hausmeister.«
»Na bitte. Und ich möchte gern mit Dennis Höller sprechen.«
Während dieser Worte hatte ich ihn mit meinen Blicken genau unter Kontrolle gehalten und sah, daß er leicht zusammenzuckte. Es war eigentlich nur eine Bewegung an den Stellen, wo normalerweise Augenbrauen saßen, die allerdings hatte die Natur bei ihm vergessen.
»Wen?«
»Dennis Höller.«
»Den kenne ich nicht.«
»So ein Pech. Er ist einer der Schüler des Internats.«
»Ich sagte Ihnen doch, daß wir Ferien haben. Die Schüler sind alle zu Hause.«
Ich schüttelte den Kopf und deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Höhe. »Dennis nicht.«
»Wieso?«

»Ich sah ihn hinter einem Dachfenster. Er winkte mir zu und trommelte sogar gegen die Scheibe. Seltsam, nicht wahr?«

»Sie haben schief geguckt, Meister.«

»Nein, Herr…«

»Ich heiße Orth, und ich werde derjenige sein, der Sie jetzt von diesem Grundstück jagt, falls Sie nicht freiwillig die Fliege machen. Haben wir uns verstanden?«

»Ja, Herr Orth!«

»Dann hau auch ab!«

»Ich werde nicht gehen, sondern mit Dennis reden. Das hatte ich Ihnen doch gesagt!«

Er starrte mich an, als hätte ich ihn beleidigt. Dann schüttelte er den Kopf. Es waren nur sehr langsame Bewegungen, dabei veränderte sich auch sein Gesichtsausdruck. Was zunächst wie ein kaum greifbares Staunen aussah, wurde zu einer Grimasse der Wut. Aus seinen Augen flammte es mir entgegen, und als er den Mund öffnete, drang ein krächzendes Geräusch über die Lippen.

Ich blieb cool und lächelte ihn ebenso an, was ihm den Rest an Beherrschung raubte.

Er kam wie ein Büffel. Zunächst noch relativ langsam, dann aber stürmte er auf mich zu. Die Arme hatte er halb angehoben, er holte auch aus und war sicher, mich mit seinem Schlag zu Boden schmettern zu können.

Ein Irrtum.

Ich hörte die Faust pfeifen, so nahe wischte sie an meinem Ohr vorbei. Dann trat ich zu, weil ich mir nicht die Handknöchel an seinem knochigen Gesicht verletzen wollte.

Er röchelte, als er taumelte und zur Seite kippte. Einmal rollte er sich über den Boden und hielt sich den Bauch.

»Lassen Sie das sein!« warnte ich ihn.

Er gab mir keine Antwort. Der Magen schien eine empfindliche Stelle zu sein. Ich kümmerte mich nicht weiter um ihn, sondern betrat die Schule. In der Halle kam es mir nach der unnatürlichen Frühlingshitze draußen direkt angenehm vor. Die Kühle streichelte mein Gesicht.

Ich ging inzwischen davon aus, daß es sich bei dem winkenden Jungen um Dennis Höller gehandelt hatte. Er befand sich unter dem Dach, ich mußte die breiten Treppenaufgänge hoch. So ähnlich hatte auch meine Schule im Innern ausgesehen und ebenfalls die Uni.

Bis zur Treppe kam ich.

Plötzlich aber explodierte etwas hinter mir. Der Knall donnerte in meinem Trommelfell. Ich hechtete blitzschnell nach vorn, denn ich hatte sofort gewußt, daß jemand geschossen hatte.

Auf dem Boden drehte ich mich herum, zog meine Beretta und sah Orth wieder heranstürmen.

Ein grauenhaft verzerrtes Gesicht. Er ging wieder geduckt, der Haß sprühte aus seinen Augen.

Diesmal jedoch war etwas anders.

Seine Pranken hielten ein Schnellfeuergewehr umklammert!

***

Dennis Höller träumte!

Oder war es kein Traum, sondern ein Hineinziehen in die andere Welt, die nichts mehr mit der zu tun hatte, in der er sich normalerweise aufhielt?

Er konnte es nicht sagen, er wollte darüber auch nicht nachdenken, denn seine Welt, in der er aufgewachsen war, die existierte nicht mehr. Eine andere hatte von ihm so stark Besitz ergriffen, daß er alles normal erlebte, als hätte er diese Welt nicht verlassen.

Dennis nahm die Geräusche wahr. Es roch nach Kräutern, nach Feuer, auch nach Rauch.

Alles sehr fremdartig, für ihn jedoch irgendwie vertraut. Er holte nur durch die Nase Luft und hielt die Augen weit offen.

Über ihm schimmerte durch eine Lücke ein langsam dunkler werdender Himmel.

Es dämmerte.

Und er lag auf dem einfachen Lager aus Reisig und Stroh. Er hatte geschlafen, richtete sich plötzlich auf und dachte nach. Mit den gespreizten Fingern fuhr er durch seine sehr wirr wachsenden Haare und spürte, daß seine Kehle fast ausgetrocknet war.

In der Hütte brannte kein Feuer. Nur der Kamin und die Aschereste darin rochen.

Dennis stand auf und ging dorthin, wo der Krug immer stand.

Zweimal am Tag wurde er mit frischem Wasser gefüllt. Der Rest befand sich noch darin. Das Wasser vom Morgen schmeckte fade.

Dennis kippte es trotzdem in seinen weit geöffneten Mund.

Als er den Krug geleert hatte, war das Kratzen aus seinem Hals endlich verschwunden.

Warum war er eingeschlafen? Er hatte nicht schlafen wollen und erinnerte sich daran, daß er dies eigentlich seiner Mutter verdankte, die ihm am Mittag befohlen hatte, sich hinzulegen. Dabei hatte ihn seine Mutter genau angeschaut, erst prüfend, dann mit einem schmerzlichen Blick, der etwas Endgültiges, Abschiednehmen an sich hatte. »Du mußt schlafen, Mario, du mußt schlafen, denn du brauchst deine Kraft für die Nacht, das kann ich dir versprechen.«

Er wußte nicht, was die Mutter damit gemeint hatte. Die Nacht war noch nicht hereingebrochen, aber es würde nicht mehr lange dauern, bis sich die Schwingen der Dunkelheit über dem Land ausbreiteten und alles in Besitz nahmen.

Zusammen mit seiner Mutter – den Vater hatte er nie gekannt, er fragte auch nicht mehr nach ihm – bewohnte er eine kleine Hütte am Rand des Waldes. Etwas oberhalb des Tals, in dem das kleine Schwarzwalddorf lag, das allerdings von ihm und seiner Mutter Gina gemieden wurde. Sie waren dort nicht willkommen und schon des öfteren angefeindet worden. Einmal hatten Männer seine Mutter sogar mit Peitschenschlägen aus dem Ort gejagt. Das war dem Jungen eine Warnung und gleichzeitig ein Zeichen gewesen. Niemals würden er und seine Mutter wieder zusammen in das Dorf gehen.

Sie blieben in der Hütte.

Aber auch hier hatte man sie nicht immer in Ruhe gelassen.

Manchmal waren Männer gekommen und hatten seine Mutter aus der Hütte zerren wollen. Die Männer waren betrunken gewesen und wollten sie ins Gebüsch zerren. Gina hatte sich immer gewehrt. Erst vor zwei Tagen hatte sie jemand das Gesicht zerkratzt und war sehr ängstlich wieder zurück in die Hütte gekehrt, weil dieser Mann viel Einfluß in der Gegend besaß. Er war der größte Bauer in der Umgebung.

Gina hatte lange geschwiegen und ihrem Sohn erklärt, daß sie in den folgenden beiden Tagen wegbleiben und erst bei Anbruch der Dunkelheit zurückkehren würde.

Mario hatte nur genickt, sich allerdings, als er allein war, seine Gedanken gemacht.

Er war zum nahen Bach gelaufen, hatte dort einen passenden Stein gefunden und ihn durch Schleifen dermaßen zurechtgespitzt, daß so etwas wie ein Messer entstanden war.

Eine Waffe, die er in seiner fast nur mehr aus Lumpen bestehenden Kleidung versteckte.

Schuhe hatte er nie getragen. Wenn er sich seine Füße anschaute, kamen sie ihm vor, als würden sie nur mehr aus Hornhaut bestehen.

In der Finsternis wollte seine Mutter wieder zurückkehren. Bis dahin konnte er sich noch nützlich machen. Mario dachte an den leeren Wasserkrug. Er schob den rechten Arm unter den breiten Griff und verließ mit dem Krug die Hütte.

Sein Ziel war der Bach, dessen Wasser klar und hell über die Steine sprudelte.

Dort wollte er den Krug füllen und seiner Mutter, wenn sie zurückkehrte, eine Erfrischung anbieten. Sie hatte ihm nicht direkt gesagt, wo sie hingehen wollte, aber es mußte in Richtung des Schachts sein, der irgendein Geheimnis verbarg, über das die Mutter leider nie mit ihm gesprochen hatte, weil sie der Meinung war, daß er dann auch nichts verraten konnte.

Nach wenigen Schritten blieb er stehen. Mario war auf dem Land aufgewachsen. Er bezeichnete sich als Teil des Waldes, der die

einsame Lichtung mit der Hütte umgab. Er spürte sofort, daß etwas nicht stimmte. Normalerweise sangen die Vögel ihre letzten Lieder, wenn die Dämmerung einbrach, als wollten sie den Tag noch einmal kräftig verabschieden. An diesem Abend passierte es nicht.

Die Vögel waren zwar nicht still. Nur klang ihr Gesang längst nicht mehr so laut und jubilierend wie sonst. Mario kam es vor, als hätten sich nicht wenige von ihnen versteckt.

Geduckt blieb er auf der Lichtung stehen und schaute sich um. Er sah keine Gefahr, nur konnte er sie fühlen. An diesem Abend hatte sich etwas verändert.

An der Luft lag es nicht, sie war rein klar wie immer in den letzten Tagen, und einen Wetterumschwung gab es auch nicht, das hätte er gespürt. Es mußte etwas anderes sein.

Mario nahm sich vor, den Krug so schnell wie möglich zu füllen, um in der Hütte zu sein, wenn seine Mutter zurückkam. Die nächtliche Szene vor zwei Tagen kam ihm wieder in den Sinn. Da hatte er gesehen, wie seine Mutter sich wehren mußte. Das blutverschmierte Gesicht des Großbauern sah er noch jetzt vor sich.

Von der Lichtung weg schlängelte sich ein schmaler Pfad durch den Wald. Eigentlich mehr für Tiere geeignet als für einen Menschen, aber Mario kannte den Weg gut genug.

Das Gelände führte etwas bergab. Der Bach durchfloß eine schmale Senke, wo er sich an einigen Stellen ausbreitete und sogar kleine Teiche bildete.

Dort konnte der Junge das Wasser schöpfen. Zielsicher fand er seinen Weg in die Senke, um dort über einige Steine zu springen, bis er den Teich erreichte.

Auf einem besonders großen Stein, er war fast so flach wie ein Brett, hockte er sich nieder, legte den Krug schräg und tauchte ihn so in das Wasser, daß es durch die Öffnung hineinströmen konnte.

Gern schaute er diesem Vorgang zu. Mario liebte das Wasser, seinen ruhigen Fluß, denn das Wasser ließ sich niemals von einem Ziel abbringen. Es floß zum Meer, von dem Mario träumte. Auch er hätte es gern einmal gesehen.

Plötzlich horchte er auf!

Irgendwo in der Nähe war ein Geräusch erklungen, das er nicht einordnen konnte. Er war in der Natur aufgewachsen, kannte sich sehr gut aus und wußte auch, was in den Wald hineinpaßte und was nicht. Das hier gehörte nicht dazu.

Der Junge wurde zu »Stein«.

Mucksmäuschenstill verhielt er sich. Nur das Murmeln des Bachs war zu hören. Nicht weit entfernt huschten Eichhörnchen durch das noch vom letzten Winter liegengebliebene Laub, aber die Tiere hatten ihn nicht gestört. Es war etwas anderes gewesen.

So lautlos wie eben möglich drehte er sich auf dem Stein hockend um.

Seine nackten Fußsohlen erzeugten nicht einmal das leiseste Schleifen. Die Augen hielt er weit offen und starrte in das Zwielicht hinein, das den Wald wie ein Gespinst umfangen hielt.

Erkennen konnte er nichts. Die Bäume standen einfach zu dicht.

Der letzte Frühlingssturm hatte zudem die nicht mehr gesunden weggeknickt. Sie lagen kreuz und quer, bildeten an manchen Stellen Barrieren, die nur schwerlich überklettert werden konnten.

Hinzu kam das dichte Unterholz, das Mario ebenfalls einen Großteil der Sicht nahm.

Hatte er sich doch getäuscht?

Er dachte noch einmal intensiv über das Geräusch nach. Es war ihm bekannt vorgekommen und hatte sich trotzdem fremd angehört. Es paßte einfach nicht in den Wald.

Er richtete sich auf. Der Krug war bis zum Rand mit frischem Bachwasser gefüllt. Die Menge würde den Abend und auch die Nacht über hinweg ausreichen.

Noch einmal blickte er sich um, ohne etwas Verdächtiges entdecken zu können. Dann stemmte er den gefüllten Krug hoch und stellte ihn auf seinen Kopf. Diese Art etwas zu tragen, war er von frühester Kindheit gewohnt. Es machte ihm nichts aus.

Kaum ein Tropfen ging verloren, als er den leichten Hang der Senke hochstieg. Auch im dichten Wald kannte er einen guten Pfad, der ihn ohne Schwierigkeiten zurück zur Hütte brachte. Dennoch wurde er vorsichtig, als die Lichtung zwischen den Lücken der Baumstämme in Sicht kam. Er hatte das Geräusch einfach nicht vergessen können.

Vor der Behausung standen vier Pferde!

Auf einmal war ihm alles klar. Jetzt wußte er auch, was das Geräusch zu bedeuten hatte. Es war das Schnauben eines Pferdes gewesen. Das genau paßte nicht in die Kulisse. Tiere gehörten zwar zur Natur, allerdings nicht, wenn sie gezähmt worden waren.

Mario verharrte mitten in der Bewegung. Ein wenig zu schnell.

Aus der Schnabelöffnung schwappte Wasser und ergoß sich über seinen Kopf. Die Haare lagen wie ein feuchter Lappen.

Männer erschienen. Sie hatten sich hinter der Hütte aufgehalten.

Jetzt kamen sie zum Vorschein und legten ihre Reisigbündel ab, die sie auf den Schultern getragen hatten.

Vor der Hütte schichteten sie die Bündel auf, was Mario gut beobachten konnte. Etwas rann kalt wie Eis über seinen Rücken hinab. Er erinnerte sich an Erzählungen seiner Mutter, die von Hexenverbrennungen gesprochen hatte.

Da hatten die bedauernswerten Frauen inmitten der Reisigbündel gestanden und waren mit ihnen zusammen in Flammen aufgegangen.

Seine Mutter hatte auch von den fürchterlichen Schreien berichtet, die diese Frauen in Todesangst ausgestoßen hatten.

Seiner Mutter drohte nun das gleiche Schicksal. Sie schien es gewußt zu haben, sonst hätte sie sich anders verhalten. Aber sie befand sich nicht in der Hütte, das war ihr großer Vorteil.

Mario dachte nur daran, wie er seiner Mutter und sich selbst das grausame Schicksal ersparen konnte.

Er durfte sich auf keinen Fall zeigen, mußte im Wald bleiben und versuchen, in Deckung der Bäume und des dichten Unterholzes zu entkommen. Den Krug hob er behutsam an, um ihn dann langsam zu Boden zu stellen. Nur keine hastige Bewegung, die eventuell gesehen werden konnte.

Der Krug hatte mit seinem Boden den Grund noch nicht berührt, als es geschah. Mario konnte nicht sagen, weshalb ihn sein Instinkt ausgerechnet in diesem Augenblick im Stich gelassen hatte, aber es war so. Um ihn herum wurde es lebendig.

Ein harter Befehl erklang.

Mario wirbelte herum. Er sah eine bärtige, riesenhafte Gestalt vor sich aufwachsen. Die Augen kamen ihm übergroß vor, der Mann hielt einen Knüppel in der Hand, um ihn dem Jungen über den Kopf zu ziehen.

Mario reagierte blitzschnell.

Den Krug hielt er noch fest. Er wuchtete ihn hoch und schleuderte ihn auf den Mann zu.

Krug und Kopf krachten zusammen.

Der Mann schrie auf. Er hatte seine Hände nicht mehr schützend vor das Gesicht reißen können. Der Krug zerbrach nicht, auch nicht, als er dumpf zu Boden polterte.

Da war Mario bereits mit einem geschmeidigen Sprung zur Seite gewichen und genau in einen Schlag hineingelaufen. Aus dem Zwielicht wischte etwas hervor wie eine durch die Luft fliegende Schlange, die ihn in Höhe des Halses und der Brust erwischte.

Er rannte trotzdem weiter.

Nach zwei Schritten wurde ihm der Boden unter den Füßen weggerissen. Der Kerl, der die Peitsche hielt, hatte eiskalt zugezogen und riß ihn mit einer heftigen Bewegung zurück.

Mario schleuderte einen Arm in die Höhe. Der andere war gefangen und schlug mit dem linken Handrücken gegen einen tiefhängenden Baumast. Stärker konnte er sich nicht wehren.

Er prallte hart auf den Rücken, eingefangen von der Peitschenschnur, die ihn unbeweglich machte. Hinzu kam der Schock, den er allerdings schnell überwand, sich katzenhaft herumdrehte und dann den Fuß des Bärtigen auf seiner Brust wie einen schweren Felsbrocken spürte.

Der Schmerz preßte ihm fast die Knochen entzwei. Wie durch einen

dicken Schleier hörte er das rauhe Lachen des Bärtigen. Die Tritte spürte er nicht, weil das Brennen in seiner Brust einfach zu stark war. Er merkte auch nicht, daß ihn rohe Hände auf die Beine zerrte. Erst auf der Lichtung vor dem Haus kam er wieder zu sich, obwohl die gesamte Umgebung noch vor seinen Augen schwankte.

Sie war in einen Schleier aus Licht und Schatten getaucht worden, denn einige der Männer hatten Fackeln angezündet, die mit ihren tanzenden Feuerarmen Inseln in die Dunkelheit rissen und der Szenerie etwas Gespenstisches verliehen.

Saugend holte er Luft. Bei jedem Atemzug hatte er das Gefühl, sein Brustkorb würde sich noch stärker zusammenziehen. Er konnte sich nicht auf den Beinen halten und taumelte in den Griffen der beiden Bewacher, die seine Oberarme festhielten.

Mit dem Rücken stießen sie ihn gegen ein hartes Hindernis. Erst Sekunden später war ihm klargeworden, daß sie ihn gegen einen in den Boden gerammten Pfahl gestoßen hatten. Ein anderer Mann kam mit Stricken, die er um den Körper des Jungen wickelte.

Dabei grinste er und sabberte unverständliche Worte. Nur manchmal verstand Mario etwas.

»Sohn der Hexe, die bald brennen wird. Du Verfluchter, du Sohn der Hexe, die brennen wird…«

Dann schlug ihm der Kerl ins Gesicht.

Mario fiel nach vorn. Hätten ihn die Stricke nicht gehalten, wäre er zu Boden gefallen. So aber blieb er hängen und tauchte ab in die Bewußtlosigkeit.

Es war damals schon eine sehr schlimme Zeit gewesen…

***

Irgendwann erwachte Mario. Er konnte den Grund dafür nicht nachvollziehen. Etwas war in sein Gehirn gedrungen, das sich scharf und spitz angehört hatte.

Schreie?

So genau wußte er es nicht. Jedenfalls bemühte er sich, die verklebten Augen zu öffnen.

Wieder diese Schreie. Nicht von einer Frau ausgestoßen, sondern von Männern, die schattenhaft wie Geister um die Flammen eines Feuers tanzten. Es war ein Lagerfeuer, das sie für sich angezündet hatten, ein zweites Feuer brannte noch nicht. Es würde sich genau dort in den Himmel erheben, wo der Schein des ersten soeben hinreichte.

Mario spürte den Stich in der Brust, als hätte ihm jemand ein Messer hineingestoßen. Was er sah, war einfach zu schrecklich, um es fassen zu können, aber es entsprach den Tatsachen. Er erinnerte sich an die Worte seiner Mutter, die ihm von den Hexen erzählt hatte, die man dem Scheiterhaufen übergeben hatte.

Einen derartigen Scheiterhaufen erkannte er am Rand des Lichtkreises. Aus dem Reisighaufen ragte ein ähnlicher Pfahl hervor wie der, an den er festgebunden war.

Nur hatte man an den anderen seine Mutter gefesselt. Sie war geschlagen worden, das sah er sofort. Die Kleidung bestand nur mehr aus Fetzen, der Kopf, das schwarze Haar, es bildete eine Masse, die bis hinab auf die Brust hing.

Das Reisig umgab den Pfahl. Es brannte noch nicht, aber die Männer im Hintergrund sprachen davon.

Mario wollte schreien, sie ablenken, um seiner Mutter zu Hilfe kommen zu können, doch er packte es nicht. Nur ein trocken klingendes Schluchzen drang über seine Lippen. Es wurde von den Mördern, die als rechtschaffene Bürger und Bauern angesehen waren, überhaupt nicht beachtet. Vielleicht hörten sie es auch nicht.

Mario erstickte beinahe an seiner eigenen Angst und auch an der Wut, die ihn umklammert hielt. Er wollte sich losreißen, bewegte sich auch innerhalb der Fesseln, aber die verdammten Stricke hielten. Glücklicherweise schenkte man ihm keine Aufmerksamkeit. Die Männer waren damit beschäftigt, kleine Fackeln anzuzünden, mit deren Feuer sie das Reisig in Brand setzen wollten.

Mario erlebte Höllenqualen. Die Furcht vor dem Ende schnürte ihm die Kehle zu. Schlimm war zudem das Wissen, das ihm sagte, seiner Mutter nicht mehr helfen zu können. Wenn er noch etwas retten wollte, dann war es seine eigene Haut.

Er zerrte weiter an seinen Fesseln, solange die Kerle noch beschäftigt waren.

Wenn sie erst einmal seine Mutter getötet hatten, würden sie auch ihn nicht verschonen. Er war angeblich der Sohn der Hexe, und Zeugen konnten sie nicht gebrauchen.

Für Mario begannen grausame Minuten. Nun kam ihm zugute, daß er sich oft in der freien Natur bewegt hatte. Er hatte den Tieren zugeschaut und gesehen, wie geschmeidig sie sich bewegen konnten. Oft genug hatte er versucht, es nachzuahmen, ohne deren Geschmeidigkeit allerdings erreichen zu können.

Doch das Training hatte sich bezahlt gemacht. Er war sehr gelenkig geworden und konnte sich manchmal bewegen wie ein Aal im Wasser. Das probierte er durch.

Hinter sich spürte er noch immer den harten Druck des Pfahls im Rücken. Auch die Stricke schnitten durch seine Kleidung und scheuerten bereits über die Haut hinweg, wo sie rote Streifen hinterließen.

Mario gab nicht auf.

Mit einem Auge behielt er die Männer im Blick, mit dem anderen seine Mutter, die sich noch immer nicht rührte.

Er spürte, wie er mehr Bewegungsfreiheit bekam. Zwar konnte er die Stricke nicht zerreißen, aber er würde sie lockern können, was bereits geschehen war.

Wenn er sich jetzt drehte, dabei noch in die Knie ging, sich dann wieder hochschob, konnte er den Raum zwischen seinem Körper und den Stricken erweitern.

»Werft die Fackeln!«

Der schlimme Befehl ließ ihn für einen Moment erstarren und nur zu den Männern hinschauen.

Drei von ihnen hielten die kleineren Brandfackeln zwischen ihren Mörderfäusten. Die Arme hatten sie bereits zurückgelegt und schauten auf den Anführer, der den Befehl gegeben hatte. Es war der Großbauer mit dem zerkratzten Gesicht.

»Jetzt werfen!« brüllte er. »Brennen! Die verfluchte Hexe soll endlich brennen!«

Darauf hatten die Mordbrenner gewartet. Unter großem Gejohle schleuderten sie ihre Brandfackeln auf die ausgetrockneten Reisighaufen zu, die den Pfahl einrahmten.

Die Fackeln hinterließen in der Dunkelheit eine Spur aus Feuer und Glut. Krachend brachen sie in die trockenen Zweige ein.

Die Flammen suchten nach Nahrung – und fanden sie. Es dauerte kaum länger als ein bis zwei Atemzüge, als plötzlich an drei verschiedenen Stellen das Feuer wie mit langen Armen in die Höhe loderte und die kleinen, glühenden Teile des ausgetrockneten Reisigs in die Höhe schleuderte. Blitzschnell war der Pfahl von den Flammen umringt.

Es war so, als hätte Gina nur auf diesen Augenblick gewartet, um aus ihrer Bewußtlosigkeit zu erwachen.

Plötzlich hob sie den Kopf.

Das dunkle Haar teilte sich und gab das schreckensbleiche Gesicht frei, über das bereits der Widerschein des Feuers huschte, vermischt mit einer gewaltigen Hitze.

Auch Mario sah die Angst auf dem Gesicht seiner Mutter. Er wollte ihr einen Trost zuschreien, doch es drang nicht einmal ein Krächzen über seine Lippen.

Dafür brüllten und johlten die ehrenwerten Männer, die sich nicht davor scheuten, eine schreckliche Tat zu begehen. Sie waren wie von Sinnen. Wie die Ratten stürzten sie aus der Dunkelheit dem Licht des flackernden Mordfeuers entgegen.

Sie alle wollten sehen, wie die Hexe verging. In ihren Augen leuchtete es, sie fieberten dem Ende der Frau entgegen, der Wille zum Töten stand ihnen ins Gesicht geschrieben.

Mario kämpfte verbissen gegen die Stricke, während die Tränen Spuren auf seinen Wangen hinterließen.

Wieder drehte er sich einige Male und merkte, daß er es geschafft hatte.

Plötzlich war er frei.

Die Stricke hielten ihn nicht mehr. Sie lagen zu seinen Füßen. Mario warf den Peinigern einen Blick zu.

Nein, auf ihn achtete niemand. Die Menschen waren zu sehr damit beschäftigt, dem Schicksal der Hexe zuzuschauen, die bereits von den ersten Flammen erfaßt worden war.

Rauch wölkte in dicken Schwaden auf und nahm dem Jungen zum Glück die Sicht auf diesen schlimmen Mord.

Das Kleid hatte Feuer gefangen, und dann hörte Mario, wie seine Mutter schrie! Es war ein Ton, der ihm unter die Haut ging, der ihm die Tränen aus den Augen trieb, der ihn ebenfalls schreien, schluchzen und weinen ließ.

Aber er war frei!

Diese Tatsache setzte sich in seinem Kopf fest wie ein Brandmal.

Er war frei, konnte sich bewegen, den Häschern entkommen. Der Wind drehte sich über dem Scheiterhaufen, um einen Augenblick später wie mit gierigen Händen hineinzufauchen und den Rauch zu vertreiben.

Wieder sah er seine Mutter!

Mario würde das Bild nie vergessen. Es war gleichzeitig auch ein Startsignal für ihn.

Plötzlich rannte er weg. Ein flüchtiger Schatten nur, mehr war er nicht in dieser Dunkelheit, die nur durch das böse Feuer auf schaurige Art und Weise erhellt wurde.

Hinter sich hörte er den Großbauern brüllen. »Das Schwert. Gebt mir das Schwert! Ich werde ihr noch den Kopf abschlagen, der verfluchten Teufelsbuhlerin.«

Mario verstand das letzte Wort nicht. Er begriff nur, daß seine Mutter verloren war und er sich noch retten konnte.

Zum Glück kannte er sich aus. Er huschte hinter die Hütte, wo auch die Pferde der Mörder standen. Er hörte ihr Schnauben und Wiehern. Das Feuer hatte sie in helle Aufregung versetzt.

Ein Mann war bei ihnen als Wache zurückgeblieben. Ausgerechnet der entdeckte den flüchtigen Mario.

»Warte nur!« keifte er und rannte ihm entgegen.

Was Mario nun tat, geschah allein aus einem Reflex hervor. Es war nicht bewußt gesteuert. Plötzlich spürte er den spitzen Stein in der Hand. Er zog ihn aus der Tasche, als der Kerl vor ihm sprang, um den Jungen zu Boden zu wuchten.

Mario schleuderte seinen Arm schräg in die Höhe. Fast im gleichen Augenblick hörte er einen Laut wie nie zuvor in seinem Leben.

Es war ein Röcheln. Er sah die Gestalt schwanken, etwas floß ihm

entgegen und klatschte gegen das Kinn, die Brust und auf die Schulter.
Später erst wurde ihm bewußt, daß diese Flüssigkeit Blut gewesen war. Da aber hockte er bereits auf dem Rücken eines Pferdes und raste hinaus in die Nacht, verfolgt von den anderen Tieren, die in ihrer Panik vor dem Feuer nicht mehr zu halten waren.
Mario konnte entkommen.
Seine Mutter jedoch war einen schlimmen, grausamen Tod gestorben…

***

Dennis Höller erwachte!
Verwirrt schaute er sich um, denn er fand sich im ersten Moment nicht zurecht. Allerdings bemerkte er, daß er am Tisch saß und eingeschlafen war. Der Tisch sah so seltsam aus, den kannte er nicht von zu Hause…
Nein, er war nicht zu Hause! Man hatte ihn eingesperrt in ein Zimmer dicht unter dem Dach. Gefangengenommen – Orth, der Hausmeister, der Mann mit dem Gewehr, der sich zu einem furchtbaren Monstrum verwandelt hatte. Jedenfalls für ihn, den Schüler.
Eingeschlafen war er, und geträumt hatte er. Einen Traum, wie er furchtbarer nicht sein konnte. Er hatte schlimme Szenen gesehen. Erlebnisse, die ihm unter die Haut gingen. Noch immer gellten ihm die Schreie der Frau in den Ohren.
Die Frau!
Der Junge dachte über sie nach. Hübsch war sie gewesen, sehr hübsch sogar. Dunkelhaarig, eine Person aus dem Süden, Italien…
Seine Gedanken stockten. Wie hatte die Frau noch geheißen?
Gina!
Nun war ihm der Name wieder eingefallen. Gina, die Hexe.
Schweiß bedeckte seinen gesamten Körper. Er strich ihn aus dem Gesicht. Die Luft in seinem Gefängnis war kaum zu atmen. Er drückte sich auf dem Stuhl zurück und streckte unter dem Tisch die Beine aus. Er mußte sich einfach mit dem Traum beschäftigen. Nie zuvor war er dermaßen intensiv von einem dramatischen Erlebnis berührt worden wie eben von diesem Traum. Er war für ihn nicht nur ein Ereignis des Schreckens gewesen, er hatte ihn auch auf eine bestimmte Art und Weise berührt. Hatte dieser Traum etwa den Tatsachen entsprochen? Die Erlebnisse steckten wie ein Stachel in seiner Erinnerung. So etwas von plastischen Bildern wahrzunehmen, war kaum erklärbar. Hinzu kam, daß dieser Junge, sogar der Name fiel ihm wieder ein, er hatte Mario geheißen, ihm nicht nur sympathisch gewesen, Dennis wurde das Gefühl einfach nicht los, daß er selbst die Person gewesen war.
Mario und er sind identisch!

Der Junge schüttelte den Kopf und seufzte dabei. Das war nicht zu fassen, einfach unbegreiflich. Er räusperte sich und stand auf. Dennis wollte den Traum vergessen. Die Tatsache, daß man ihn eingesperrt hatte, reichte ihm völlig aus.

Es gab keinen Fleck am Körper, der nicht vom Schweiß durchnäßt worden war. So sehr er auch versuchte, das Erlebte zu verbannen, es gelang ihm einfach nicht.

Die Bilder kehrten zurück.

Die Flammen, die Hexe, die grausamen Männer, die Flucht des Jungen, das Trommeln der Pferdehufe, all das würde ständig in seiner Erinnerung bleiben und sich fortsetzen.

Auf wackligen Beinen ging er zur Tür. Es war nur ein Versuch, der natürlich fehlschlug. Nach wie vor war die Tür verschlossen. Orth, der Hausmeister, sah keinen Grund, sie zu öffnen.

Eingesperrt wie ein Tier hatte man ihn. Weshalb denn? Nur weil er über die Schwarzwald-Hexe nachgelesen hatte?

Gina, die Hexe. War sie gleichzeitig auch die im Buch erwähnte Schwarzwald-Hexe?

Dennis schloß es nicht mehr aus. Zwischen der Schwarzwald-Hexe, dieser Gina und ihm mußte es einen Zusammenhang geben.

Orth hatte ihn eingesperrt. Wollte er ihn verhungern lassen? Oder nur sichergehen, daß sich Dennis mit dem Thema Hexe nicht mehr beschäftigte? Es gab einige Erklärungen, keine jedoch paßte ihm in den Kram. Er sah sich selbst als ein Opfer, und er machte sich Vorwürfe, seinen Eltern nichts gesagt zu haben.

Als er gegen den Tisch stieß, schreckte er aus den Gedanken hoch und blieb stehen. Langsam hob er den Kopf. Sein Blick streifte das Halbmond-Fenster, das viel zu hoch lag, um normal durchschauen zu können. Er mußte auf den Tisch klettern.

Aber hatte es überhaupt Sinn?

Er tat es trotzdem. Wahrscheinlich nur aus dem Grund, um überhaupt in Bewegung zu bleiben. Dennis stellte fest, daß seine Bewegungen, mit denen er auf den Tisch kletterte, müder geworden waren. Er blieb dicht vor dem Fenster stehen und reckte sich dabei, denn nur so besaß er den besten Über- und Ausblick.

Sein Blick glitt wieder nach draußen und auch in die Tiefe. Plötzlich schrak er zusammen. Eine Gänsehaut hatte sich auf seiner Schulter gebildet. Im Hals spürte er das trockene Gefühl. Das Herz klopfte schneller, denn vor dem Gebäude stand ein Wagen.

Es war ein BMW. Sogar das Fabrikat konnte der Junge bestimmen, aber Dennis wußte nicht, wem der Wagen gehörte. Bestimmt keiner Person aus dem Dorf, da waren ihm alle Autos bekannt. Das mußte ein Fremder sein.

Der Mann stieg aus.

Groß und blond, ihm unbekannt, aber Dennis versuchte es trotzdem. Auf dem Tisch stehend bewegte er hektisch die Arme. Er wollte unter allen Umständen Aufmerksamkeit erringen. Wenn dieser Fremde ihn entdeckte und ihn winken sah, wurde er möglicherweise mißtrauisch und holte ihn raus.

Die Zeit eilte dahin. Dennis gab nicht auf, sich hektisch zu bewegen und mit beiden Fäusten gegen das Glas zu trommeln. Normales Glas wäre unter diesen Schlägen längst zerbrochen, das aber hielt wie eine Mauer. Auf dem Tisch stehend sank Dennis beinahe zusammen. Er fühlte sich einfach ohne Hoffnung, aber er riß sich noch einmal hoch und schaute durch die dicke Scheibe.

Komisch, der Wagen stand dort noch immer. Dennis Höller wischte über seine Augen, um sicherzugehen. Nein, er hatte sich nicht getäuscht.

Sollte er doch hoffen können?

Ein knappes Lächeln huschte um seinen Mund, als er vorsichtig vom Tisch kletterte und wartete. Den Blick hielt er dabei hoffnungsvoll auf die Tür gerichtet…

***

Daß dieser Orth mich töten wollte, war klar. Ich las es von seinem Gesicht ab, das wie eine blasse Fratze über die Waffe hinwegschaute. Ein bewaffneter Hausmeister, der seine Schule in den Ferien »sauber« hielt, so etwas ging nicht mit rechten Dingen zu. Dieser Mann hatte etwas zu verbergen.

Einmal hatte er geschossen und mich nicht erwischt. Wenn er die Waffe jedoch beherrschte, war mein Tod nur eine Frage der Zeit.

Ich hatte noch nicht gefeuert, hetzte von der Treppe weg und auf eine Säule zu, die mir als Deckung dienen sollte.

Er schoß wieder.

Ich feuerte.

Beide fehlten wir.

Orth hatte das Gewehr nicht auf Dauerfeuer gestellt, das rettete mich zunächst.

Mein Silbergeschoß steckte irgendwo. Ich hörte Orths wildes Lachen, als er die Waffe im Laufen abermals schwenkte und in meine Laufrichtung zielte.

Ich war schneller und auch geübter.

Das blasse Mündungslicht vor meiner Beretta war kaum verschwunden, als Orth aufschrie, sein linkes Bein vorschleuderte, wobei er gleichzeitig den Halt verlor, denn das Geschoß hatte ihm das andere buchstäblich vom Boden weggerissen.

Orth fiel auf den Rücken. Er drückte noch ab. Diesmal hatte er die Waffe auf Dauerfeuer gestellt. Eine Kugelgarbe jagte in die Decke, riß

dort Löcher und ließ Wolken vom Putz aufquellen.

Ich war wie der Blitz bei ihm. Auch mit einem Beinschuß konnte er das Gewehr noch schwenken.

Mein Tritt schleuderte es ihm aus der Hand. Er brüllte wütend auf und versuchte, nach meinem Fuß zu greifen, den ich ihm blitzschnell entzog.

Auf einmal wurde er ruhig. Mit seinen Händen umschloß er die Wunde am linken Bein. Die Augen zeigten einen rötlichen Ausdruck. Sie waren geschwollen, doch der Haß in seinem Blick hatte sich nicht verflüchtigt. Wild starrte er mich an.

Ich nickte ihm entgegen. »Das ist es wohl gewesen, Herr Orth. Es tut mir nicht einmal leid.«

»Verdammt, du… fahr zur Hölle!«

»Zeigen Sie mir Ihre Wunde.«

»Nein!«

»Okay, wie Sie wollen.« Er stierte ungläubig, als ich ein Paar Handschellen zückte. »Sie werden…«

Er ließ mich nicht ausreden. »Bist du ein Bulle?«

»So etwas Ähnliches.«

»Schieß, Mann!« Er mußte zusehen, wie ich mich bückte und ihn in Richtung Treppe schleifte, wobei er furchtbar fluchte und mir die Pest an den Hals wünschte.

»Ich werde Ihnen einen Arzt besorgen, Herr Orth.«

»Darauf sch…«

»Ja, ich weiß, was Sie meinen. Es ist trotzdem besser.« Das Geländer kam mir gerade recht, um eine Schelle daran zu befestigen.

Jetzt konnte er nicht mehr fliehen. Er hockte auf dem Steinboden.

Ich kümmerte mich um seine Wunde, holte aus dem Wagen den Verbandskasten und versorgte sie so gut wie möglich.

Orth fluchte dabei und wünschte mir noch immer die Pest an den Hals. Mehr kannte er wohl nicht.

»Darüber reden wir später, Herr Orth. Ich möchte von Ihnen wissen, wo der Junge steckt.«

»Welcher?«

»Dennis Höller!«

»Keine Ahnung.«

»Wie schön. Leider habe ich jemand hinter einem Fenster oben gesehen. Und diese Person sah mir nicht so aus, als würde es ihr Freude bereiten, in diesem Raum zu stecken.«

»Weiß ich nicht.«

Ich tastete Orth ab und fand auch, was ich finden wollte. Einen Ring mit Schlüsseln.

»Ja, der Schlüsselring.« Ich lachte. »Sie scheinen hier tatsächlich der Hausmeister zu sein.«

»Leck mich!«

Ich richtete mich auf und ging auf die Treppe zu. »Wir sehen uns später wieder.«

»Verrecke!« brüllte er mir nach, als ich die breiten Stufen der Treppe hochlief.

Ich konnte mir den Haß des Mannes auf mich nicht erklären. Der hatte schneller und brutaler reagiert als ein professioneller Killer. Es wäre ihm egal gewesen, einen Mord zu begehen.

Was steckte dahinter?

Im Prinzip suchte ich noch immer den Blutstein. Er war für mich das Ziel. Um allerdings dorthin zu gelangen, würde ich noch zahlreiche Hindernisse zu überwinden haben. Eines davon war eben dieser Hausmeister namens Orth gewesen.

Ich hatte mir vorgenommen, ihm in bezug auf den Stein noch einige Fragen zu stellen. Ob ich allerdings eine Antwort bekam, stand in den Sternen.

Auch die Treppenhäuser leerer Internate können geisterhaft und gespenstisch wirken. Das bekam ich mit, als ich durch die langen Flure ging und die Stufen hochschritt.

Zwar hatte ich nicht das Gefühl, beobachtet zu werden, ich spürte jedoch diese andere Atmosphäre, die mich einfach nicht losließ. Die Stille im Treppenhaus, die praktisch unterhalb der hohen Decke eine unsichtbare Wand bildete.

Ich erwischte das letzte Stockwerk. Vor dem Hineingehen hatte ich mir genau gemerkt, wo sich das Fenster ungefähr befinden mußte, hinter dem ich den Jungen gesehen hatte.

Vom Treppenhaus her mußte ich mich nach links wenden. Meine Tritte hallten in dem kahlen Gang, und Echos begleiteten mich.

Türen sah ich einige, probierte, ob sie verschlossen waren und hörte plötzlich das Klopfen und die Stimme eines noch jungen Menschen.

»Hier bin ich – hier!«

Es war eine Tür in der Mitte und auf der rechten Seite. Wie ich es mir schon gedacht hatte.

Ich zog den Schlüsselring aus der Tasche und gab dem Jungen Antwort: »Keine Sorge, ich hole dich da raus.«

»Es ist abgeschlossen…«

»Ich muß nur die Schlüssel ausprobieren.«

Nach dieser Antwort hörte ich ihn vor Erleichterung stöhnen. Es dauerte tatsächlich einige Zeit, bis ich den richtigen Schlüssel herausgefunden hatte.

Aber dann ging alles blitzschnell.

Als ich die Tür öffnete, trat der Junge so weit zurück, bis er den unter dem Fenster stehenden Tisch erreichte. Wir schauten uns an.

Ich sah einen etwa Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen vor mir, der

ängstlich, blaß, verschwitzt und gleichzeitig erschöpft aussah und zögernd lächelte, als auch ich meine Lippen verzog.

»Bist du Dennis Höller?« fragte ich ihn.

Der blonde Junge mit dem offenen Gesicht und den Sommersprossen nickte.

»Ich heiße John Sinclair und habe dich gesucht.«

Er runzelte die Augenbrauen.

»Sie… Sie kommen nicht aus Deutschland – oder?«

»Nein, aus London.«

Staunen zeichnete sein Gesicht. »Und Sie haben mich gesucht? Stimmt das wirklich?«

»So ist es.«

Das Staunen verschwand nicht. »Aber wieso? Wie kommen Sie als Engländer dazu, mich zu suchen?«

»Vielleicht habe ich einen Tip bekommen.«

Er nickte mir zu, ohne allerdings überzeugend zu wirken. »Ja«, murmelte er, »einen Tip.« Dann schrak er zusammen. »Was… was ist mit dem Hausmeister? Ich habe so komische Geräusche gehört. Ein Knallen oder Tacken…«

»Es waren Schüsse.«

»Orth…?« hauchte er.

»Er wollte mich umbringen, Dennis.« Es hatte keinen Sinn, die Wahrheit zu verschweigen. Der Junge, der in diesem Fall eine Schlüsselrolle spielte, mußte alles erfahren.

»Mich auch«, flüsterte er, »ja, mich wollte er auch hier einfach verhungern lassen, glaube ich.«

»Weshalb bist du in die Schule gegangen, wo doch Ferien sind?«

Er hob die Schultern. »Ich wollte in der Bücherei etwas nachlesen. Eine Geschichte aus der Vergangenheit. Über die Schwarzwald-Hexe, die hier einmal gelebt hat.«

»Das hat dieser Orth dir übelgenommen?«

»So ist es.«

»Von einem Blutstein weißt du nichts – oder?« Ich beobachtete ihn genau, doch der Junge schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Sinclair, davon habe ich nichts gehört.«

»Sag einfach John zu mir.«

»Gut, John.«

Ich hatte noch eine andere Frage. »Weshalb, Dennis, hast du dich so für diese Schwarzwald-Hexe interessiert?«

Er hob die kräftigen Schultern. »Für Gina, die Hexe? Das ist komisch, aber ich habe von ihr geträumt. Ehrlich, John, ich träumte von ihr. Immer und immer wieder. Dabei hatte ich beim Aufwachen stets das Gefühl, daß sie mir immer bekannter wurde. Ich weiß nicht, aber diese Hexe hatte irgendwas mit mir zu tun.«

»Was denn?«
»Ich habe keine Ahnung. Vorhin habe ich auch geträumt. Da war es besonders schlimm gewesen. Ich habe sie brennen sehen. Ich sah auch ihren Sohn. Er muß in meinem Alter gewesen sein.« Dennis' Stimme war leiser geworden. Ich erkannte, daß er nicht mehr reden wollte und ließ ihn deshalb in Ruhe. Es war noch Zeit genug, ihm Fragen zu stellen. Wir mußten erst mal hier weg. Außerdem wollte ich diesem Orth noch einige Fragen stellen.
»Dann komm mit nach unten.« Ich gab den Weg zur Tür frei.
»Und der Hausmeister?«
»Wird uns nicht gefährlich werden können«, erklärte ich ihm. »Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen.«
»Ich vertraue Ihnen, John.« Er blieb vor mir stehen. In seinen Augen spiegelte sich Ehrlichkeit wider. »Komisch, wir kennen uns erst wenige Minuten, aber ich habe das Gefühl, als würden wir uns schon über Jahre hinweg…«
Ich schlug ihm auf die Schulter. »Tja, mein Junge, das ist manchmal so. Da sieht man einen Menschen und hat das Gefühl, ihn schon sehr lange zu kennen.«
»Wirklich.« Er warf noch einen letzten Blick zurück in sein Gefängnis, wobei über seinen Rücken ein Schauer lief. Fast hastig lief er in den breiten Gang. Ich hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten.
An der Treppe wartete er auf mich.
»Wollen Sie vorgehen?«
»Klar, Dennis. Und noch etwas. Erschrick bitte nicht, wenn du den Hausmeister siehst. Ich habe mich wehren und ihm ins Bein schie ßen müssen. Anschließend mußte ich ihn mit einer Handschelle an das Geländer fesseln.«
Er runzelte die Stirn. »Anschließen, Handschelle? Das hört sich nach einem Polizisten an.«
»Vielleicht bin ich einer.«
»Bestimmt sogar – oder?«
»Ja, ich bin Polizist und extra aus London gekommen, um dich, Dennis, zu suchen.«
»Das… das,« flüsterte er, »das ist so unwahrscheinlich. Das kann ich nicht glauben.«
Ich lachte. »Es stimmt aber.«
»Weshalb denn?«
»Dennis, ich werde es dir später erklären. Laß uns jetzt gehen!«
Je mehr wir uns dem Erdgeschoß näherten, um so nervöser wurde der Junge an meiner rechten Seite. Auf dem letzten Treppenabsatz hörten wir Orth, ohne ihn allerdings zu sehen. Nur sein keuchendes Atmen erreichte uns. Manchmal auch die geflucht ausgesprochenen Worte. Er stand noch immer unter starkem Streß.

Als er uns sah, verkantete sich sein Gesicht. Ich interessierte ihn nicht, er richtete seine Augen direkt auf Dennis, der von diesem kalten Blick zurückschreckte.

»Ich… ich habe Ihnen nichts getan.«

Orth lachte. »Du bist frei, Junge, du bist frei. Aber freu dich nicht zu früh.«

»Was meinen Sie damit?«

»Nichts. Du hättest lieber oben in deinem Zimmer bleiben sollen. Jetzt bist du nicht mehr sicher.«

»Reden Sie dem Jungen keine Angst ein, Orth!« fuhr ich ihn an.

»Der hat genug hinter sich.«

Orth sah aus, als wollte er vor mir ausspeien. »Angst einreden? Der weiß doch gar nicht, was auf ihn zukommt. Und auf dich auch, du komischer Bulle.«

»Aber Sie wissen es.«

Er fletschte die Zähne. »Klar doch.«

Ich nickte ihm lässig zu. »Danke für das Geständnis. Dann werden Sie uns ja einiges sagen können.«

»Einen Teufel werde ich tun, Bulle, einen Teufel! Ich halte mein Maul, verstanden.«

Ich schaute Dennis an. »Weißt du mehr?«

Er hob die Schultern. »Ich glaube, schon. Es muß mit meinen Träumen zusammenhängen.«

»Und mit dem Buch, nicht?«

»Ja, die Schwarzwald-Hexe, über die geschrieben worden ist. Sie hat Gina geheißen, wie ich las und…« Er erbleichte während eines Augenblicks. »Gina«, flüsterte er, »daß ich erst jetzt darauf komme. So… so hat auch die Hexe in meinem Traum geheißen.«

»Wann hast du von ihr geträumt?«

»Eigentlich immer, John. Aber vorhin, als ich in der Hitze und der stickigen Luft saß, da schlief ich ein und erlebte im Traum etwas Grauenhaftes. Ich mußte mit ansehen, wie sie die Hexe Gina auf den Scheiterhaufen stellten und verbrannten. Ihr Sohn Mario konnte entwischen.« Er wiederholte den Namen Mario noch einmal und schüttelte den Kopf. »Das ist wirklich komisch, John. Mario aus dem Traum kommt mir vor, als wäre er mein Bruder.«

»Wieso?«

Dennis hob die Schultern. »Ich mochte ihn. Ich habe gefühlt, daß er ebenso denkt wie ich.«

»Wer sind deine Eltern, Dennis?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin angenommen worden. Ein Adoptivkind.« Er schlug sich gegen die Stirn. »Haben Sie oben nicht von einem Blutstein gesprochen?«

»So ist es.«

»Ich kenne ihn doch, John. Ich habe über ihn in diesem Buch gelesen. Die Hexe mußte wohl gewußt haben, wo sich der Blutstein befindet, aber sie hat nichts gesagt und bis zu ihrem Tod geschwiegen. So hat es da gestanden. Sie können es selbst lesen.«

»Das werde ich auch, Dennis, darauf kannst du dich verlassen. Der Blutstein ist für mich wichtig.« Ich schaute Orth an. »Was wissen Sie denn davon, Meister?«

»Gar nichts.«

»Tatsächlich? Weshalb wollten Sie dann verhindern, daß der Junge die Geschichte der Schwarzwald-Hexe las?«

»Um ihn zu schützen!«

»Wie toll. Nur glaube ich Ihnen das nicht. Die Hexe ist tot. Vor wem wollten Sie Dennis beschützen?«

Er ließ sich Zeit mit der Antwort. Hin und wieder zuckte sein verletztes Bein. »Glaubst du wirklich, Bulle, daß die Hexe tot ist?«

»Ja.«

»Hä, hä.« Er lachte so dreckig, daß ich einen Schauer bekam.

»Dann glaub es mal weiter.«

Ich schaute Dennis an. »Was sagst du dazu, Junge?«

Dennis blickte ins Leere. Seine Antwort klang ebenfalls trostlos.

»Keine Ahnung«, murmelte er. »Eigentlich müßte sie ja tot sein. Das habe ich im Traum gesehen und…«

Orth, der Mann mit dem Totenkopfgesicht, unterbrach ihn. Auf seiner Glatze verteilten sich die Schweißperlen. »Hör zu, Junge, hast du schon mal etwas vom Teufel gehört? Vom Herrn der Hölle? Von demjenigen, dem auch die Hexen dienen?«

»Das ist Aberglaube.«

»Wer sagt das?« keuchte Orth. »Wer?«

»Die Leute…«

»Die irren sich, mein Junge. Sie irren sich gewaltig, das kann ich dir versprechen. Es gibt den Teufel. Und ich weiß auch, daß die Hexe nicht tot ist. Schon damals stand sie unter dem Schutz des Höllenfürsten. Der wird sich hüten, seine Dienerin vernichten zu lassen. Hüten wird er sich. Ihre Zeit ist wieder da. Das Pendel des Schicksals ist ausgeschlagen und stehengeblieben.«

Dennis Höller konnte mit diesen Erklärungen nicht viel anfangen.

Ich um so mehr.

»Sie sind also davon überzeugt, Orth, daß die Hexe nach wie vor existiert.«

»Ja.«

»Wo denn?«

Er glotzte mich an. Einen anderen Ausdruck fand ich für diesen Blick nicht. »Sie baut ihr Reich wieder auf. Sie weiß viel, auch über den Blutstein.«

»Wo existiert sie?«
Orth lachte. »Wenn du das wissen willst, mußt du dich in der Umgebung umschauen.«
»Also in der Nähe.«
Er grinste nur wissend.
Ich schaute auf den Jungen. »Hast du eine Ahnung, Dennis, wo wir die Hexe finden können?«
»Sie ist doch tot, John. Man hat ihr sogar den Kopf abgeschlagen, um sicherzugehen. Niemand sollte ihr Geheimnis erfahren, was diesen Blutstein angeht.«
»Das weiß ich alles. Aber gehen wir mal davon aus, daß sich die Geschichte geirrt hat. Wäre ja nicht das erste Mal. Wo könnte sich Gina aufhalten?«
»In meinem Traum sah ich sie in einer Hütte wohnen.«
»Die wird es jetzt nicht mehr geben.«
»Bestimmt nicht.« Der Junge furchte die Stirn. Er dachte angestrengt nach und wußte, daß es einzig und allein auf ihn ankam.
Orth und ich beobachteten ihn. Der Hausmeister lauernd und böse, ich mit gespannten Blicken.
»Ich muß an den Traum denken«, sagte Dennis. »Ich habe ihn ja öfter gehabt, da sah ich auch etwas von der Umgebung, wenn Sie verstehen. Ja, ich konnte es erkennen.«
»Die Umgebung der Hütte?«
»Da war Wald.«
»Mehr nicht?«
Der Junge schaute mich an. »Es ist schwer«, gab er zu, »in der Erinnerung zu wühlen. So verflixt schwer. Es… es gab nicht nur Wald. Ein Dorf, dann das kleine Schloß …«
Ich hakte ein. »Welches Schloß?«
»Wem es gehörte, weiß ich nicht. Einem Grafen oder Baron…«
Ich war einen Schritt nach hinten getreten, um beide im Auge behalten zu können. Bei der Erwähnung des Schlosses war der Hausmeister tatsächlich zusammengezuckt.
Lagen wir richtig?
Dennis nickte mir zu. »Mehr habe ich in meinen Träumen auch nicht gesehen. Ich weiß auch nicht, weshalb ich das immer geträumt habe, John. Es ist einfach furchtbar.«
Ich kam auf das Schloß zu sprechen. »Existiert dieser Bau noch?«
»Klar.«
»Wunderbar, Dennis. Ich glaube, wir haben eine Spur. Ist das Schloß bewohnt?«
»Hm.« Er scharrte mit der Fußspitze über den Steinboden. »Das kann niemand genau sagen.«
»Wieso?«

»Es ist komisch. Manchmal haben welche nach dem Schloß gefragt. Sie wollten hin, verstehen Sie?«

»Weshalb?«

»Das haben sie nie gesagt.«

»Und die Leute im Dorf?«

Dennis hob die Schultern. »Das müßte auch Herr Orth wissen. Die haben das Schloß gemieden. Selbst uns haben die Erwachsenen gesagt, daß wir dort nicht spielen sollten. Der Bau sei einfach zu… na ja, eben nicht sicher genug.«

Ich wandte mich an Orth. »Stimmt das?«

»Ist mir egal.«

»Gut, Herr Orth. Sie können uns allerdings nicht daran hindern, dem Schloß einen Besuch abzustatten.«

»Ja geht nur. Laßt mich, den Verletzten allein. Laßt mich hier verbluten.«

Ich schaute auf seinen Verband. »Keine Sorge, Herr Orth, ich bin kein Mörder. Sie werden schon nicht verbluten. Aber ich sage Ihnen eins. Zum Schloß werden Sie nicht kommen. Ich rufe einen Arzt an, der sich um Sie kümmern wird.«

»Heute ist Feiertag.«

»Es wird einen Notdienst geben.«

»Aber nicht in dieser Gegend.«

Der Kerl entwickelte sich zu einem Problem. Ich löste es, indem ich vom Sekretariat die deutschen Kollegen anrief, die erstaunt waren, aber versprachen, so rasch wie möglich zu kommen.

Es dauerte seine Zeit, bis sie eintrafen. Orth, der seine Felle davonschwimmen sah, sagte kaum ein Wort. Erst als die beiden Wagen schon auf den Platz vor der Schule fuhren, bewegte er die Lippen.

»Und ich sage euch noch einmal. Die Hexe ist nicht tot. Gina lebt. Sie holt sich, was sie braucht.«

»Was ist das denn?« Schritte klangen durch die offenstehende Eingangstür. »Blut!« flüsterte Orth und rollte mit den Augen. »Sie holt sich das Blut.«

»Ist sie ein Vampir?«

»Nein, es geht ihr um den Stein, begreift ihr? Der Blutstein muß gefüllt werden.«

Ich hörte es, nur hatte ich es nicht begriffen. Ich akzeptierte es wohl und verwahrte diese Antwort in meinem Gedächtnis. Dann kümmerte ich mich um die deutschen Kollegen, die ein Protokoll aufnahmen. Ein Arzt untersuchte Orth, den ich von seiner Fessel befreit hatte.

Die Polizisten wußten nicht, wo sie mich hinstecken sollten. Aber der Name Scotland Yard nötigte ihnen so etwas wie Respekt ab. Als Orth weggetragen wurde, schrie er noch einmal seine Worte durch den

Flur: »Ihr werdet euch wundern. Die Hexe Gina wird euch vernichten und mit eurem Lebenssaft den Stein füllen.«

Am liebsten hätte ich mich bedankt. Mir ging es einzig und allein um den Blutstein und in zweiter Linie um die Hexe. Gina wußte, wo ich ihn finden konnte. Und wenn ich ihn erst einmal hatte, dann konnte ich mich um die Person kümmern, die unsichtbar wie ein scharf geschliffenes Schwert über allem schwebte.

Mallmann, der Vampir!

***

Zuerst hatten uns die Polizisten nicht fahren lassen wollen. Wir sollten mit nach Freiburg kommen und dort mit den zuständigen Stellen reden. Zwei Telefongespräche meinerseits hatten die Sachlage dann bereinigt, so daß wir ohne Ärger losfahren konnten.

Der Junge kannte den Weg. Wir mußten die Bushaltestelle passieren. Ich hielt dort an.

»Sollen wir nicht vorher noch bei deinen Eltern vorbeifahren, um ihnen Bescheid zu geben?«

»Nein, nicht.«

»Sie werden sich Sorgen machen.«

Im Wagen war es heiß und stickig. Die Sonnenstrahlen hatte ihn aufgeheizt. »Ich habe ihnen erzählt, daß ich erst gegen Abend zurücksein werde. Bis dahin werden wir es wohl geschafft haben – oder?«

»Mal sehen.«

»Dann fahren Sie bitte.«

Die Sonne war bereits tiefer gesunken. Ihre Strahlen versteckten sich hinter den mit zahlreichen Bäumen bewachsenen Hängen, so daß sie nicht mehr voll durchkamen.

Erste Schatten breiteten sich auf der Fahrbahn aus. Wir rollten durch ein Muster aus Hell und Dunkel.

»Es ist nicht weit«, sagte der Junge. »Mit dem Auto ungefähr noch zwanzig Minuten.«

»Liegt das Schloß versteckt?«

Dennis nickte heftig. »Ja, mitten im Wald. Das heißt, es überragt die Bäume mit seinen beiden Türmen. Sie sehen aus wie Zipfelmützen. Ich habe gehört, daß der Bau keinen Innenhof hat. Man kann vom Haupteingang das Schloß direkt betreten.«

»Kannst du dir denken, weshalb es hin und wieder Menschen angelockt hat?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Hat dich schon mal jemand gefragt?«

»Klar. Dem habe ich den Weg erklärt.«

»Sonst nichts? Haben die Leute nie etwas gesagt?«

Er rutschte unbehaglich hin und her. »Ich… ich weiß das auch nicht so. Angeblich soll dort jemand sein, der den Leuten wieder Kraft gibt oder so ähnlich.«

Noch blieben wir auf der Straße, die sich in zahlreichen Kurven durch die herrliche Landschaft des südlichen Schwarzwaldes wand.

Zu beiden Seiten stiegen die dicht bewachsenen Hänge und Böschungen als sanfte Flächen in die Höhe. Ein Schlepplift döste vor sich hin. Er würde erst wieder bei Schneefall in Betrieb genommen werden.

Zweimal kamen uns Fahrzeuge entgegen. Ein Bus, später eine Gruppe von Motorradfahrern.

Es ging weiter, bis zu einer schmalen Abzweigung an der rechten Seite, die mir Dennis früh genug angekündigt hatte, sonst wäre ich nämlich vorbeigefahren.

»Dort hinein.«

Es war ein Pfad. Unbefestigt, aber von Reifenspuren gezeichnet, auch wenn darüber schon im wahrsten Sinne des Wortes Gras gewachsen war.

Der Wald wuchs mit seinem Unterholz sehr dicht an den Pfad heran, so daß er mir die Sicht auf das Schloß nahm. Nach einer langen Kurve aber lichtete sich der Raum zwischen den Bäumen, mein Blick wurde besser, und ich sah das Schloß.

»Das ist es!« sagte Dennis Höller. Wobei seine Stimme ein wenig zitterte.

»Hast du Angst?« fragte ich.

»Ja – nein, nicht direkt. Ich… ich habe nur so ein komisches Gefühl.« Er wischte mit den feuchten Handflächen über den Stoff seiner Hose. »Das ist, als würde man mich dort erwarten.«

»Die Hexe?«

Er nickte. Dann flüsterte er: »Ich kenne sie genau. Ich habe sie in meinen Träumen gesehen. Ich weiß auch über den Blutstein Bescheid. Nur ist meine Erinnerung verschüttet.«

»Sie wird zurückkehren.«

»Hoffentlich. Sie wollen doch den Blutstein?«

»Er ist wichtig für mich.«

»Sehr?«

Ich nickte. »Noch mehr für meine Mutter.«

Das verstand der Junge bestimmt nicht. Er sagte nur: »Wissen Sie, John, ich kann der Hexe nicht einmal böse sein. Ich kann sie nicht hassen. Irgend etwas zieht mich zu ihr.«

»Hast du darüber nachgedacht?«

»Schon öfter. Nur weiß ich nichts. Es gibt kein Ergebnis, John. Ich glaube fast, daß mein Dasein mit ihr in einer Verbindung steht.«

Ich wunderte mich über diese beinahe schon philosophischen Worte

aus dem Munde des Jungen. Er mußte tatsächlich über einige Dinge genau nachgedacht und sich mit seinen Träumen auseinandergesetzt haben.

Mich interessierte das Schloß. Es lehnte sich gegen einen hinter ihm hochwachsenden Hang oder Hügel, auf dem dichter Wald stand, der einen guten Schutz gegen den Wind bot.

Das Sonnenlicht hatte sich zurückgezogen. Zwar war es noch hell, aber erste Schatten breiteten sich wie gewaltige, dunkle Teppiche in der Umgebung aus.

Die Mauern wirkten auf mich graugrün. Sie waren mit Moos und Flechten bewachsen, die einen regelrechten Schutzfilm um das Gebäude gezogen hatten. Die Fenster waren noch offen. Kleine Vierecke, manche vergleichbar mit Schießscharten, durch die jede Ankunft beobachtet werden konnte.

Nach einem abgestellten Fahrzeug suchte ich vergeblich. So war der Leihwagen das einzige Auto, das langsam auf das Schloß zufuhr und ausrollte. Der Junge stieg zuerst aus, klappte die Tür zu und ging zwei Schritte zur Seite, wobei er von mir beobachtet wurde.

»Was ist denn?«

Dennis drehte sich auf der Stelle. »Ich weiß es auch nicht, John. Ich… ich habe nur ein so seltsames Gefühl.«

»Liegt es daran, daß wir kaum Vogelstimmen hören?« Ich ging um den BMW herum und blieb neben Dennis stehen.

»Nein, daran liegt es nicht.«

Tief atmete ich die würzige Luft ein. Sie war einfach herrlich. Es hatte sich etwas abgekühlt. Wahrscheinlich würde es in der Nacht Nebel geben, doch zu diesem Zeitpunkt war die Sicht noch klar.

Dennis ging vor. Seine Füße schleiften durch das hohe Gras. »Es ist nicht so, John, daß mir dieses Schloß fremd wäre.«

»Klar, du warst schon hier…«

»Nein, ich meine es anders, ganz anders. Ich habe das Gefühl, als würde ich nach Hause kommen.«

»Wie bitte?«

»Ja, verstehen Sie das? Ich… ich denke, jetzt komme ich nach Hause. Das ist nicht einmal komisch, aber ich kann es nicht ändern.«

»In der Tat, Dennis. Sag mal, mein Junge, dieses Gefühl, ist es sehr negativ?«

»Ganz und gar nicht.« Da ich hinter ihm stand, drehte er sich um, weil er mich anschauen wollte. »Ich glaube, sie erwartet mich.« Er wagte nicht, den Namen auszusprechen.

»Die Hexe Gina?«

Sehr ernst blickte er mir ins Gesicht, als er nickte. »Ja, die Hexe Gina.«

»Okay, Dennis. Dann sagen wir ihr doch einfach mal guten Abend.

Ich bin gespannt, ob du recht hast.«

»Das kann schlimm werden. Eine Hexe ist keine gute Person. In meinen Träumen habe ich sie gemocht, sogar lieb gehabt. Aber jetzt ist alles anders. Ich kann es nicht sehen, glaube aber fast, daß über dem Schloß ein Schatten liegt.«

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Nimm es nicht so tragisch, Dennis. Wir sehen uns das Ding mal aus der Nähe an.«

Er zögerte noch. »Wollen Sie direkt darauf zugehen, John?«

»Was sonst?«

»Ich meine ja nur.« Er ließ seinen Blick nach rechts gleiten. Ich hatte Dennis schon passiert, als ich seinen Schrei hörte. Nicht sehr laut, aber ausreichend, um mich herumwirbeln zu lassen.

Er stand noch immer auf der gleichen Stelle und deutete mit dem ausgestreckten Arm in eine bestimmte Richtung. »Da… da ist etwas!«

Der Junge hatte recht.

Von einem kräftigen Baumast hing etwas nach unten. Ein langer Gegenstand, der sich im leichten Wind pendelnd bewegte.

Mein Magen krampfte sich zusammen, denn ich hatte den »Gegenstand« erkannt.

Es war eine Leiche!

***

Flughafen Frankfurt! Osterreise-Verkehr – eine kleine Hölle, ein mittleres Chaos aus Stimmen, Lautsprecherdurchsagen, Menschen und Gedränge. Reisende, die ihre Koffer auf kleinen Gepäckwagen vor sich herschoben und andere, die stur auf die Tafel der Flugzeiten starrten.

Die Maschine aus London war pünktlich gewesen und hatte ihre Passagiere entlassen, unter denen sich auch ein Mann befand, der Chinese war und trotzdem Scotland Yard angehörte, im Range eines Inspektors.

Der Mann war Suko!

Weder in seinen Augen noch in seinem Gesicht spiegelte sich etwas von dem wider, was man als Hektik und Aufregung bezeichnen konnte.

Sehr ruhig ging er seinen Weg und hatte den Zoll längst hinter sich gelassen. Durch sein Sonderpermitt hatte er die Waffen nicht vorzeigen brauchen. Dieser Ausweis erleichterte die Arbeit des Yard-Mannes ungemein. Er war dankbar, daß er ihn besaß.

John Sinclair war mit der ersten Maschine geflogen, Suko zwei Stunden später. Er hoffte allerdings, am Abend am Ziel zu sein, auch wenn er mittlerweile etwas von der verheerenden Verkehrslage erfahren hatte, die auf den Autobahnen herrschte.

Darüber mußte er hinwegsehen.

Als Leihwagen hätte er sich gern einen 535i genommen – den Wagen

fuhr er selbst –, doch er durfte die Yard-Kasse nicht zu sehr belasten und entschloß sich für einen Golf.

Die blonde Dame bei der Verleihfirma lachte. »Da haben Sie aber Glück gehabt.«

»Wieso?«

»Die Wagen sind fast alle weg.«

»Nun ja, das gehört dazu.« Suko füllte den Mietvertrag aus und unterschrieb ihn.

»Sie können das Fahrzeug in der Garage…«

»Danke, ich kenne mich aus.«

»Wie schön.«

Suko nahm seine Reisetasche hoch, drehte sich um – und blieb wie erstarrt stehen, denn die ihm bekannte Stimme traf ihn zuerst. »Da brauchen wir nur einen Wagen zu nehmen, nicht wahr?«

Der Inspektor wollte kaum glauben, was er sah. Seine Augen weiteten sich ungläubig. Er starrte den grauhaarigen, hochgewachsenen Mann mit den scharfen Falkenaugen nur an. »Träum ich?«

»Nein, Suko, das ist kein Traum.«

»Verdammt, Horace F. Sinclair. Was machen Sie hier? Ich meine, wie kommen Sie…?«

»Mit dem Flugzeug.«

»Ja, ja…« Suko grinste und suchte fieberhaft nach einer Ausrede, denn John hatte seinem Vater versprochen, daß er allein nach Germany fliegen wollte.

Du verdammter Hundesohn, schimpfte Suko seinen Freund und Kollegen im Geiste aus, mich so in die Klemme zu bringen. Das wird dich noch was kosten.

»Überrascht?« fragte Sinclair.

»Das kann man wohl sagen.«

Horace F. lächelte schmal. »Welcher Fall führt Sie denn nach Germany?« fragte er harmlos, obwohl er bestimmt längst wußte, weshalb sich Suko auf dem Flughafen herumtrieb.

Suko hob die Schultern. »Nun ja, es ist…«

»John, nicht wahr?«

»Yes, Sir!« Zu lügen hatte keinen Sinn.

Horace F. Sinclair senkte den Kopf. Er ging zur Seite, um neue Kunden durchzulassen. Neben einer Sitzbank blieb er stehen und stellte dort seinen schmalen Koffer ab. »Meinen Sie denn, daß es richtig gewesen ist, was mein Sohn getan hat?«

»Sir, ich habe keine Ahnung, ob es genau in diesem Fall richtig gewesen ist. Die Vergangenheit allerdings hat uns gelehrt, daß es oft besser ist, wenn wir getrennt marschieren und vereint zuschlagen.«

»Ich kenne diesen Spruch. Nur dürfen Sie nicht vergessen, daß es in

diesem Fall um das Leben meiner Frau geht. Sind Sie eigentlich über Mallmanns Aktivitäten informiert?«

»Sehr genau!«

»Dann müssen wir wohl gemeinsam den Blutstein suchen.« Horace F. schaute Suko an. »Ich will Ihnen jetzt schon sagen, daß ich, sollte ich an den Stein herankommen, ihn weitergeben werde. Mallmann soll ihn bekommen, wenn er mir im Austausch meine Frau zurückgibt. Haben Sie mich verstanden, Suko?«

»Natürlich.«

»Akzeptieren Sie es?«

»Das muß ich wohl.«

»Aber Sie sind nicht überzeugt davon?«

»Noch nicht, Sir. Man weiß nie, wie sich der Fall entwickelt. An überraschende Wendungen sind Ihr Sohn und ich gewöhnt. Das hat uns die Vergangenheit oft genug bewiesen.«

»Stimmt.« Sinclair faßte nach seinem Koffer. »Man kann nie genau sagen, was einen erwartet.« Er nickte. »Dann wollen wir mal zu Ihrem Leihwagen gehen.«

Suko folgte Horace F. Sinclair. Die Stirn gekraust, schweratmend.

Das Auftauchen dieses Mannes hatte ihm gerade noch gefehlt. Zudem kam er sich wie ein Verräter vor, der allmählich ein schlechtes Gewissen bekam. Das mußte auch Sinclair bemerkt haben. Neben dem Leihwagen blieb er stehen und schaute Suko an.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Suko. Ich verstehe das schon. Ich kenne auch meinen Sohn etwas.«

»Mr. Sinclair, ich…«

»Bitte, keine Entschuldigungen. Ich will Ihnen ehrlich sagen, daß ich kaum anders gehandelt hätte.« Er lächelte. »Alles klar?«

»Bestimmt.«

»Dann lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren. Meine Frau soll keine Sekunde länger als nötig in den Klauen dieses verfluchten Blutsaugers sein. Das habe ich mir geschworen.«

»Gehen Sie denn davon aus, daß wir sie finden?«

Über das Wagendach hinweg schaute Horace F. den Inspektor an.

»Wäre ich sonst hier, Suko?«

»Da haben Sie allerdings recht, Sir…«

***

»Bleib du hier, Dennis«, sagte ich hastig.

Der Junge nickte nur. Sprechen konnte er nicht. Sein Gesicht hatte eine käsige Farbe bekommen. Es ist nicht jedermanns Sache, eine an einem Baum hängende Leiche zu entdecken. Besonders dann nicht, wenn man so jung ist wie Dennis.

Ich lief dem schaurigen Ort mit langen Schritten entgegen. Auch

mein Gesicht war starr geworden. So schrecklich es war, die Leiche gefunden zu haben, diese Tatsache allerdings bewies mir gleichzeitig, daß ich mit meiner Vermutung, was das Schloß anbetraf, richtig lag.

Bestimmt hatte der Hausmeister die Wahrheit gesprochen. Gina, die Hexe, lebte.

Einen halben Meter vor der Leiche blieb ich stehen. Wie lange der Mann in der einfachen Schlinge hing, konnte ich nicht sagen, jedenfalls war seine Kleidung auf der Brust blutbefleckt. Dort hatte ihn eine Waffe getroffen.

Leider, mußte man sagen, kannte ich mich bei Verletzungen und Wunden relativ gut aus. Diese hier erinnerte mich an einen Stich mit der Lanze oder an einen tödlichen Schwerthieb.

Noch etwas fand ich heraus.

Ich hatte oft genug vor Vampiropfern gestanden, in deren Adern kein Blut floß, weil der Untote sie leergesaugt hatte. Diese Vampiropfer erinnerten mich von ihrer Gesichtsfarbe her an die der vor mir pendelnden Leiche.

Ich fröstelte plötzlich. Es war die Leiche, die diese Atmosphäre verbreitete. Ich möchte hier nicht auf eine nähere Beschreibung eingehen, nur die Haut interessierte mich. Bei genauerem Betrachten ging ich davon aus, daß der Tote keinen Tropfen Blut mehr besaß.

Man hatte es ihm entnommen.

Aber nicht auf vampirähnliche Art und Weise. Ich konnte zudem davon ausgehen, daß der Tod dieses Menschen nur indirekt mit einem Vampir zu tun hatte.

Sein Blut war gebraucht worden. Natürlich kam mir der geheimnisvolle Blutstein wieder in den Sinn, von dem auch Dennis wußte.

Wieso, das würde ich noch herausbekommen.

Ich wollte schon zu ihm gehen, als mir noch etwas auffiel. Aus der rechten Seitentasche des Toten ragte etwas Weißes hervor. Ich zupfte mit spitzen Fingern nach und beförderte einen Zettel zutage, der zwar zerknittert, aber nicht blutverschmiert war, so daß ich den Text darauf noch lesen konnte.

Es war eine Anzeige. Ausgeschnitten aus irgendeiner Zeitung. Der Text war interessant. Da bot eine Hexe namens Gina ihr Wissen und ihre Kraft an, um Menschen von Problemen zu befreien, die bisher allen psychiatrischen Hilfestellungen gegenüber verschlossen gewesen waren.

Die Kraft der Hexe, die heilenden Hände und der Hexensegen würden den Klienten wieder auf den rechten Weg bringen.

Ich brauchte mir nur den in der Schlinge hängenden Toten anzuschauen, um zu wissen, wie der rechte Weg aussah.

Den Zettel steckte ich ein, drehte mich um und ging zurück zu

Dennis Höller.

Aus großen Augen schaute er mir entgegen. Sein Gesicht schimmerte noch immer käsig weiß.

»Ich kenne den Toten nicht«, sagte ich. Meinen Fund verschwieg ich ihm.

Er nickte. »Wer… wer kann ihn denn aufgehängt haben? Die Hexe?«

»Davon gehe ich aus.«

Dennis warf einen vorsichtigen Blick auf das Gebäude. Für mich war es zu einem Mörderschloß geworden, falls sich herausstellen sollte, daß die Hexe Gina tatsächlich eine Mörderin war.

»Warum tut sie so etwas?« fragte der Junge.

Ich lächelte knapp. »Sie ist eine Hexe, Dennis. Und mit Hexen habe ich meine Erfahrungen sammeln können.«

»Dann glauben Sie auch daran?«

»Nicht nur das. Ich weiß, daß es sie gibt. Hexen sind Dienerinnen des Teufels, und der existiert ebenfalls.«

Dennis starrte mich an. »Dann haben die alten Leute bei uns im Dorf doch recht, wenn sie davon reden.«

»Irgendwie schon.«

»Und jetzt?«

Ich deutete auf das Gemäuer. »Werde ich mir das Schloß einmal von innen ansehen.«

»Moment, John. Das ist richtig. Aber Sie haben eben in der Einzahl gesprochen.« Er redete schon wie ein Erwachsener. »Ich gehe mit. Ich lasse mich nicht davon abbringen.«

»Du kennst die Gefahr?« fragte ich ernst.

»Ja, die kenne ich. Die kenne ich genau. Doch ich habe gleichzeitig das Gefühl, daß es für mich keine Gefahr geben wird.« Er schluckte.

»Verstehen Sie das?«

»Ehrlich gesagt, nein.«

»Dann will ich es Innen sagen, John.« Er bewegte seine Hand nach links und rechts. »Dieses Schloß – es kommt mir vor, als wäre es mein eigentliches Zuhause…«

Ich schluckte, stand unbeweglich und sagte nichts. Aber ich wußte gleichzeitig, daß uns noch sehr böse Überraschungen erwarteten…

ENDE des ersten Teils